

487040

Wlad

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

II. JAHRG. / II. AUGUSTHEFT 1920

BCU Cluj Central University Library Cluj

INHALT:

ST. V. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN
DR. FRANZ LANG MUTTERSPRACHE
MARIE KLEIN KARL FILTSCH
JULIUS DRASER DER SCHLEIER DES GLÜCKS
KULTURFRAGEN / KRITIK DES TAGES / LITERATUR
THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN / BILDENDE
KUNST / VEREINE / SCHACHPROBLEME
MITTEILUNGEN DER SCHRIFTLÉITUNG

FESTBEILAGE AUS ANLASS DES HOCHSCHULKURSES:
DR. J. ROTH: AUS EINER WERKSTATT DES SIEBENB.-
SÄCHSISCHEN WÖRTERBUCHES

KUNSTBEILAGEN: EDUARD MORRES: DREI GEMÄLDE

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

Herausgegeben von der Modernen Bücherei

Ostland / Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Herausgegeben von der Modernen Bücherei, geleitet von Dr. Rich. Csaki.
„Ostland“ erscheint monatlich zweimal und ist zu beziehen durch alle
Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und durch den Verlag W. Krafft,
Hermannstadt. — Preis des Heftes: Dauerbezug 9 K, Einzelverkauf 10 K

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Besuchen Sie die

Permanente **Möbelausstellung**

□□□□

Etablissement kompl. Wohnungseinrichtungen

C. W. KESSLER

(Inhaber: KARL FERD. KESSLER)

Hermannstadt Schaguna(Mühl)gasse 7

.....

Äusserst billige Preise! ... Kein Kaufzwang! ... Solideste Ausführung!

.....

789 9-12

Kommissionelle Vertretung der Siebenbürgischen Möbelfabriks-Aktiengesellschaft Székely & Réthi

Festbeilage zu Ostland

Zweites Augustheft 1920

aus Anlaß des deutschen Ferienhochschulkurses

.....

Aus einer Werkstatt des Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuches

Von Dr. Johann Roth

Der geistigen Arbeit geziemt die Stille und Verborgenheit. Von der Mühsal und Sorge, die die Sammlung von Einzelheiten und deren Ordnung zu einem Ganzen bereiten, erfährt die Welt in den wenigsten Fällen. Auch die Arbeit am Wörterbuch macht hievon nur insoweit eine Ausnahme, als der Sammler auch auf die Mitteilungen mehrerer Einzelner und weiterer Kreise angewiesen ist. Diese Helfer haben darum auch ein gewisses Recht zu fragen nach dem Gedeihen des Werkes, zu dem auch sie Sandkörnchen oder Bausteine gereicht. Zeitweilige Nachrichten über die Arbeit erfolgten früher durch das Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Da die unerhörte Teuerung dies Blatt unmöglich macht, möge nun hier, im deutschen Ostland-Blatt, aus einer der Werkstätten, in denen am Wörterbuch gearbeitet wird, ein Bericht über diese Arbeit kund werden, und zwar in der Form von einigen Artikeln, wie der Werkmann sie für unser Wörterbuch geeignet gedacht hat. Daß diese Mitteilung zur Zeit des Hochschulkurses geschieht, hat darin seinen Grund, daß gerade auch unter den Teilnehmern an diesem Kurs etliche sein werden, die durch Mithilfe bei den Vorarbeiten am Werk über dessen Gedeihen zu fragen berechtigt sind. Allen sächsischen Teilnehmern aber an diesen akademischen Ferienarbeitstagen mögen diese paar Wörter-Artikel auch an ihrem bescheidenen Teil Werberufe sein zur Mitarbeit, Weckrufe an das nationale Selbstbewußtsein, dessen Betätigung uns helfen soll, auch diese ernste Zeit zu bestehen, in die wir gestellt sind. Solche mithelfende Teilnahme der Volksgenossen an unserem Wörterbuch wird auch in dem Fall erbeten, wo es sich um Ergänzung oder Berichtigung der dargebotenen Proben handelt, die nur dies sind und noch keineswegs den Stempel der Endgiltigkeit für sich beanspruchen.

Die Hauptträger aber dieser Ferienarbeit, von denen die meisten nicht unsere Mundart sprechen, mögen auch aus diesen wenigen Proben unserer Sprache einen Hauch von deutschem Wesen verspüren, für dessen Neubelebung in diesen Tagen wir in Sonderheit ihnen, den Vertretern deutscher Wissenschaft Dank schulden. Auch aus diesen schlichten Wörtern und Worten klinge ihnen unser Gruß und Dank zu!

R

D'es Bā'chšto'f ho'sst em de Ärr, de gru'ss R, de klo'n r (Aguetheln) ,Diese Buchstabe heißt man die Ärr, die große R, die kleine r'. Wie der allgemeine Name Buchstab in der Mundart weiblichen Geschlechtes ist, so sind es auch die Namen für die einzelnen Laute und für deren Zeichen. Abweichungen hievon, meist in den Städten, folgen der nhd. Schriftsprache.

Hinsichtlich der Aussprache herrscht mit wenigen Einzelausnahmen das R, bei dessen Hervorbringung die Zungenspitze schnell surrend, also bei tönender Stimme sich bewegt, das Zungenspitzen=R, wie es auf deutschen Schaubühnen gefordert wird. Abweichungen von dieser Sprechweise erscheinen uns als Sprechfehler. So das am Hintergaumen gebildete, in Deutschland übliche R, das in Wahrheit lautet wie ein im Worte sagen gesprochenes g — gutturale Medialaspirata — ebenso das an den Lippen gebildete, dessen Klang dem eines w nahekommt, bilabiales w. Wir nennen jene gutturale Sprechweise des R, wie auch diese labiale mit dem Wort *rätschen*, auch wohl mit der Ra. *af de ärr ri'den* ‚auf die Ärr reden‘, beides in dem Sinn: ‚das R nicht sprechen können‘.

In der Mundart selber würde eine Mitteilung hierüber etwa lauten: *D'er Gang kân de R n'et* (meist so, ohne Zusatz von *sprêchen, sôn, ri'den*) ‚Dieser Junge kann die R nicht‘. *Wonn e ärr só sâ, sprâcht e: äz(ə) odder dernô: äw(ə), wonn e de Ärr li'se sâ, list e: əz(ə) odder əwə; e sprâcht statt Brôt: Bəzît odder Bəwît* wenn er ärr sagen soll, spricht er: äg(ə) oder dann äw(ə); wenn er die Ärr lesen soll, liest er: əz(ə) oder əw(ə); er spricht statt *Brôt* (Brot) *Bəzît* oder *Bəwît*. Beide von uns als Mängel der Aussprache empfundene Arten lehnen sich physiologisch wohl an die beiden alten Anlautgruppen hr und wr, wobei natürlich jede Weise auf alle R sich erstreckt ohne Rücksicht auf deren Geschichte, während der Sprechende nur das Endergebnis einer Entwicklung ausdrückt und auch von dieser nichts anderes hat, als die ihm unbewußte Macht des ererbten Sprachgeföhles und das Naturgebot, nach dem das Sprechorgan dieselbe Art der Lautgebung nachmacht, die einst ein Ahn der Urzeit vorgebildet haben mag.

R kann im An-, In- und Auslaut stehen.

Im Wörterbuch handelt sich in erster Reihe um das R im Anlaut. Doch soll auch vom in- und auslautenden R später die Rede sein. Nicht jedes R, wo immer seine Stelle im Worte sein mag, weist in der Lautgeschichte bis in die indogermanische oder auch nur in die germanische Urzeit zurück. Manche R haben sich nur später entwickelt. Im Anlaut steht r in vielen Wörtern für altes wr und hr, im In- und Auslaut ist es oft an Stelle anderer Konsonanten getreten (s, d, l, n). Die altdeutsche Anlautgruppe wr ist im Oberdeutschen fast durchwegs zu einfachem r geworden, im Mitteldeutschen dagegen, dem unsere Mundart angehört, sowie im Niederdeutschen haben sich zum Teil beide Anlaute erhalten, doch ist das w bei uns manchmal in b gehärtet worden: Südf. *Breddel* neben *nösn. Rêrl* (für *Rêdl*), nhd. Reitel, altd. *wreitel*; *brängen* neben *rängen*, nhd. ringen, altd. *wringan*. Außerdem erscheinen bei uns einige Wörter in doppelten Formen, mit w und mit r im Anlaut: *Wu'sem* und *Ru'sem*, wie hd. Wasen und Rasen, altd. *wraso*; *Wöken* und *Röken*. Solche Formen hat die Mundart auch zum Ausdruck für besondere Bedeutungen verwendet.

Andere alte wr sind nur zu r geworden: as. writan, f.-f. rōsson. Auch auf anderen Sprachgebieten begegnet die Erscheinung, daß vom Doppelanlaut der Urform im Laufe der Entwicklung bald der eine, bald der andere Teil sich als Anlaut erhält, ja wenn ein dritter Konsonant selbst durch Umstellung an jene beiden tritt, in der Folge dieser dritte allein bleibt, während die zwei vorhergehenden abfallen: Kelt. *spelga erscheint als altir. selg ‚Milz‘, neuir. sealg, aber mittelbreton. seloh (f verschoben aus p, altind. plīhan), griech. σπλήν, lat. (in der Glosse zu altir. selg: splon, sonst) lien, lat. Urform splehen. (Holder, altkelt. Sprachschatz.)

In der anderen altdeutschen Anlautgruppe hr ist das h als reiner Hauch wesentlich schwächer als das mit Stimmton begabte w jener ersten Gruppe. Darum ist h in der weiteren Entwicklung (auf germanischem Sprachgebiet) meist geschwunden und nur r ist geblieben, z. B. in *Ruf*, Plur. *Ru'wen*, ‚Rabe‘, altd. hraban; *Ring* ‚Ring‘, altdeutsch hring; *rin* ‚rein‘ altd. (got.) hrains u. a. Von all diesem soll bei den einzelnen Stichworten Erwähnung geschehen, sei es ausdrücklich, sei es durch Anführung der altdeutschen Formen.

Mit der Erwähnung des anlautenden R und der Hauptpunkte seiner Geschichte könnte das Wörterbuch sich genügen lassen, aber die angeführten mundartlichen Belege werden Formen mit r auch im In- und Auslaut aufweisen, wo die nhd. Schriftsprache andere Laute hat. Darum sei auch auf einige dieser Erscheinungen hingewiesen.

Im In- und Auslaut steht r für altes s in *frur*, ‚gefrieren‘, während im Präf. *fræsen* ‚frieren‘ s erhalten ist; *wōs* und *wōr* ‚war‘ gelten nebeneinander; -ber in Zusammensetzungen aus altem basi ‚Beere‘: *Wēmer* aus **Weng-ber*, *Irper* aus *Irđ-ber*, nur *Ripes* aus *Rit-bes* ‚Rotbeere‘ (Erdbeere) hat noch s erhalten; r in den Pronominalformen *mir*, unbetont *mer*, *dir-der*, an einigen Orten auch für die 3. Person *sir-ser* (sibi) aus den alten Formen *mis*, *dis*, *sis*.

Der vokalische Charakter des r, das in Deutschland vielfach geradezu als a klingt, äußert sich hie und da auch in unserer Mundart: vor Labialen in *ste'bn* ‚sterben‘ (Rl.-Bistritz), *ste'bn* ‚sterben‘ (Jaad). *sto'p* ‚starb‘ (Rl.-Bistritz); *stūbn* ‚starben‘, *wūf* ‚warf‘, *Do'f* auch *Du'f* ‚Dorf‘ (Jaad).

Will man in solchen Fällen von Ausfall des R reden oder bei dessen vokalischem Wesen lieber von völliger Vokalisierung und Verschmelzung mit dem vorangehenden Vokal? Auffällig ist die Erscheinung, bei der auch das dem r folgende b mitverschwindet: nōsn. *Aat*, *qatn* ‚Arbeit, arbeiten‘, neben sonstigem nōsn. *u'rbedn*, süds. *arbedn*. Wenn nicht Schwund des R sondern Anähnlichung an den vorausgehenden Vokal gilt, so hätte der Doppelvokal in *qatn* von dem Wortteil -beit nicht nur das ei tonlos gemacht, sondern mit dem tonlosen Vokal auch das b zum Schwinden gebracht.

Die gleiche Erscheinung von Ausfall des R nach langem Vokal oder von Anähnlichung an diesen sehen wir auch vor Gutturalen: *Bezīk* ‚Bezirk‘ (Jaad), *Gebī'ch* ‚Gebirge‘, *Bu'x* ‚Burg‘ (Rl.-Bistritz), *dux*, *du'x* wohl auch *du'ch* ‚durch‘, *Bu'xbea'k* ‚Burgberg‘ (Jaad). Auch im Burzenland in vielen Gemeinden *du'ch* für durch. Ebenso zehrt der lange Vokal in *mī* ‚mehr‘ das nachfolgende r schon in der alten Zeit auf; dann auch in *wī* ‚wer‘, *dī* ‚der‘; Wegfall des r sehen wir infolge der Tonlosigkeit des Vokals bei der Vorsilbe *ze-*, *zer-* (lat. *dis-*). Sächsf. *zer-* ist Nachahmung der Schriftsprache.

Dagegen ist altes r erhalten in: *wu'r*, *du'r* ‚wohin, dahin‘, mhd. *war* etc., in *dervun*, *derbê* etc. ‚davon, dabei‘ u. a.

Vor Dentalen geht r in den ihm verwandten Laut über oder es ähnelt sich dieser dem r an. So stehen *warren* und *wadden* neben *warden* ‚werden‘; aber nur *Karrel* (Agnethelm) ‚Kardel‘.

Von der Gruppe rl wandelt eine nösn. Ma. (Gassner 75) daß r in d: *Idlen-Schu'l* ‚Erlen-Schale‘ (Rinde); südf. nur *Erle-Schu'l*. Sonst liebt das Nösnische südfiebenhürgische dl in rl zu wandeln, vgl. oben nösn. *Rêrl* für südf. *B-redl* (neben seltenem *Brerl*). Umstellung erfährt r in dem Grundwort der Ortsnamen: -dorf; dies wird -derf, meist -dref. *Händdref* ‚Hemndorf‘, *Hëndref* (für *Hèdendref*) ‚Heidendorf‘; ferner in -werk an zweiter Stelle der Zusammensetzung: *Hântwrek*, *Hântwrengk*, *Hântrek* ‚Handwerk‘, *Du'wrengk* ‚Tagwerk‘, ‚Taglohn‘; in -brich: *Härbrich* ‚Herberge‘, *Märembrich* ‚Marienburg‘, *Kirprich* ‚Kirchberg‘; in -wichtert aus *wich Brüt* ‚weiches Brot‘, in *Gech-Wenj-Wichtert* in Krautsuppe oder Wein geweichte Brotschnitten, *Wälpert* ‚Wildbret‘ (=braten).

R wechselt mit l die Stelle: *Worpel* hier und da neben *Wolper* aus *Wältper* (*Wäld-ber*) ‚Waldbeere‘; nach diesem Vorbild auch *Irpel* neben *Irper* aus *Ir-ber* ‚Erdbeere‘, obgleich in diesem Wort kein l vorkommt. R steht neben l in *fischpern* und *fischpeln* ‚unstet sich hin und her bewegen‘; *wor* neben *wol* in *wor*, *wol gât* ‚wie gut‘.

Schließlich sei des R gedacht als Abkürzung für: Rheinisch(e) Gulden und als ungehörigen Einschleifers zwischen den Wortstamm und die Bildungsilbe -ei á: *Lumperá*, *Nästnätzerá*, als gäbe es Substantiva *Lumper* und *Nästnätzer*, wie *Färwer*, *Hotter*, von denen *Färwerá* und *Hotterá* ‚Gewerbe des Färbers, Huters (Hutmachers) regelrecht gebildet sind. Muster für jene Bildung war wohl *Rüwerá* ‚Räuberei‘.

Neben diesen Bemerkungen über die lautlichen Beziehungen des R sei noch die syntaktische Verwendung einer R-Form erwähnt, daß die Mundart in Übereinstimmung mit der Luxemburger im Genitiv und Dativ Singularis der weiblichen Form des Adjektivs und im Genitiv Plur. aller Geschlechter die sogenannte starke oder pronominale Deklination, also die Form mit auslaut. r auch da anwendet, wo in der nhd. Schriftsprache die schwache Deklination (n-Form) erscheint. Man sagt: *müt gånzer Kraft* ‚mit ganzer Kraft‘ aber auch: *müt-der gånzer Kraft* ‚mit der ganzen Kraft‘. *Di'r gáder Lekt fúnkt em wenich*; *Gáf mer uch di'r sesser We'mern*; *Di'r ágezjüner Kängt brocht em án der Schil net*.

Endlich gedenke ich mit der lautlichen Angleichung eh + r zu rr in *h'err* für sonstiges *h'eher* ‚höher‘ dessen, daß diese Komparativform doch nur als Positiv empfunden und nochmals mit der Komparativ-Endung -er versehen wird: *Ás Türren áss h'errer*, *wá di ä Ru'tbarch* ‚unser Turm ist höher, (wie) als der in Rotberg‘ (Neudorf H.) Auch r + eh wird rr: *Furr* ‚Furche‘; *rn* > rr: *Birr* ‚Birne‘, *fürr* ‚fern‘, *Kärr* f. ‚Kern‘. Als Ersatz für lautgesetzlich ausfallendes n erscheint r in *Wócherluin* ‚Wochenlohn‘, in alten Zunftschriften auch hochdeutsch „Wocherlon“.

Rabe m. *Ruʹf* f. (m.), Plur. *Ruʹwen*, nös'n. *Ruʹf*, Plur. *Ruʹbn*, corvus corax.

1. Formen: Zu der gewöhnlichen Gestaltung von *ô* in *Rôf*, das dem aus kurz *a* gelängten nhd. *a* entspricht, wie unsere Lauttafel als *Roʹf*, *Ruʹf*, *Ruʹf* usw. aufweist, kommen die Klein-Bisstriker Form *Râp*, Plur. *Râbn* und die von Denndorf *Roʹf* *Roʹwen* wie Abweichungen vom Gewöhnlichen, jene auch durch ihren Auslaut. Aber es ist zu bemerken, daß auch *â* und *o* Vertreter von germ. *a* sind: *Stât* ‚Stab‘ *koʹn* ‚kann‘ (Agn.). Alte Formen mit kurzem *a* sind ahd. *rabo* und *hraban*, mhd. *rabe*. Der Auslaut *p* aber entspricht in *Râp* ebenso dem Plural *Râbn*, wie unser südsb. *f* in *Ruʹf* dem Plural *Ruʹwen*. Das Geschlecht des Wortes ist vorwiegend das weibliche, wie bei Krähe. Abweichende Angaben stehen unter dem Einfluß der Schriftsprache.

2. Gebrauch. Die Farbe des Vogels hat das Spottwort auf die schwarze Hautfarbe eines Menschen veranlaßt: *Se äss weʹss, we en Ruʹf* ‚Sie ist weiß, wie ein Rabe‘.

Das Volkslied drückt die Wehmut über das Scheiden auf Nimmerwiederkehr durch die Beziehung auf die Unmöglichkeit der Veränderung des Rabengefieders aus:

*Ai woni warden ich wedder kun?
Wonn de schwarz Rôwe waiss Fûddern hun.*

oder:

*Wun alle Ruawe weʹss Fûdern driun
Daun wirʹt tã weder nru Zuide kun.*

SCHUSTER, 23, 76. SCHULLER, T. u. B. 2, 31.

So schwarz wie das Gefieder dieses Vogels, erscheint dem Volksglauben auch dessen inneres Wesen. Mindestens die Eigenschaft des Diebischen wird ihm allgemein zugeschrieben. Auch bei uns gilt die Redensart: *E stilt wê en Ruʹf* ‚er stiehlt wie ein Rabe‘. „*Sâtch ich dise Fratzen un; nâtch drech ass e hanydern Uren, 'nt stilt schun wai e Ruʹf*“ ‚Seht euch diesen Fraß (unreifen Buben) an; nicht trocken ist er hinter den Ohren und stiehlt schon wie ein Rabe‘. (Volksfreundkalender 1917, S. 145.) Meint die Redensart in Schlatt: *Diʹr huʹd Eʹgen, wa en Ruʹf* ‚der hat Augen wie ein Rabe‘ wohl: Augen der Raubgier? Die schrickt auch vor Leichen nicht zurück, wie der Volksglaube hinsichtlich des Raben uns belehrt.

Auch ins Kapitel der Volksneckerien ist der Rabe verwebt. Er heißt: *blêsch Douf(w)* ‚walachische Taube‘. In früherer Zeit war dem Rumänen der Rabe, was uns die Taube ist; seither hat der Rabe diesen umschriebenen Namen (S.=W. 129.)

Der Rabe in unserer Volksdichtung: Über den Ursprung des Raben weiß das Tiermärchen zu berichten: Es werden Krähen, die ihrer Königin im babylonischen Turm den schuldigen Tribut in Form einer Kornähre nicht zutragen, in Raben verwandelt. (Rbl. 9, 58.)

Darum wohl stellt Märchen und Mythos den Raben und die Krähe als wesensgleich dar. (S.=W. 293.)

Farbe und Stimme des Tieres haben es bewirkt, daß der Volksglaube mehr das Dunkle und Düstere und Unheilvolle mit dem Raben in Verbindung gebracht hat. Wenn die Raben übers Dorf fliegen und rufen: „Grab, Grab“, wie es in Senndorf gehört worden (Schuller T. u. B. 32), oder wenn sie über

dem Dorf unter lautem Geräusch miteinander streiten, so bedeutet das einen Todesfall. In Tarteln sagt man: *De Ru'we walle Fleisch hun* ‚Die Raben wollen Fleisch haben‘. Sie verzehren ja die Leichen an den Richtstätten. Nur hieran denkt der furchtbare Fluch: *Gang af't Ræt, dat dich de Ru'we fri'ssen* ‚Geh auf's Rad, daß dich die Raben fressen‘. Aber auch ohne daß der Spruch einer grausamen Rechtspflege den Raben ein Mahl vermittelte, auch wenn das Grab den natürlich Verstorbenen vor den Raben schützt, klingt es im Volkslied nur wie Fluch, wenn die leichtfertige Frau von ihrem Manne sagt:

*Wirt e begruwen,
Friessen en de Ruwen.*

(SCHUSTER 139)

Auch in Zied gilt es als Vorbotschaft des Todes, wenn ein Rabe über den Ort fliegt und schreit (Rbl. 21, 43). Fliegen Raben krächzend über einem Hause weg, wo ein Kranker liegt, so ist es bald aus mit diesem; auch wenn die Raben auf einem zu dem Hause gehörigen Baum, auf der Scheune oder gar auf dem Hausdach sich niederlassen (W.-N. 9, 277). Fliegt nur ein Rabe, so stirbt ein weibliches, fliegen zwei Raben, so stirbt ein männliches Mitglied des Hauses (Gaffner 79). Nach dem Glauben in Rosch stirbt der Kranke in drei Tagen.

Doch ist der Rabe nicht immer ein Unglücksvogel. Der Rabe im Korn ist Gottes Bote, der Glück verkündet. Es gibt eine gute Ernte, wenn um Georgii das Korn so hoch steht, daß sich der Rabe darin verstecken kann. „Raben und Wölfe sind dem Odhin heilig und begleiten ihn auf seinen Fahrten.“ So wahr der Volksglaube die mythische Vorstellung aus der germanischen Urzeit, da Odhin=Wodan waltete. (W.-N. 9, 267, 472.)

Im Märchen erscheint der Rabe als helfender Gottesbote oder selbst als Gott. (W.-N. 5, 418.) Wiederholt ist er neben einem Fuchs und einem Fisch der Helfer der Märchenhelden bei deren schweren Arbeiten. (H.-W. 230, 527 u. a.). Der Rabe, als Symbol, hat auch heraldische Verwendung gefunden: Die Hermannstädter Freimaurerloge kennt einen Ritter vom gekrönten Raben „*equus a corvo coronato*“, welchen Titel sie ihrem Mitglied Alexander Murusi bei dessen Aufnahme in den inneren Orden (als Sempelherr) beilegte. (W.-N. 12, 461.)

Über Rabe an erster Stelle in Zusammensetzungen s. die einzelnen Stichworte.

In Zusammensetzung an zweiter Stelle erschiene in der Form -ram das Wort Rabe wie hochdeutsch, wenn hinter dem „*sacerdos de duabus turribus*“ (Törnen) namens Pertranius für *Pertranius wirklich Bertram steckte, ahd. *perahrt hraban* ‚glänzender Rabe‘. (W.-N. 8, 331.) Sonst ist Rabe in dieser Verwendung in der Ma. nicht mehr bezeugt, war aber ehemals noch lebendig: *Wolfram, Guntram. ij jugera, quae data sunt ab Arnolde Wolframo* (W.-N. 11, 333); *Guntram cum suis cognatis legauerunt. . .* (ebd. S. 340.)

Hier ist die alte Form *hrabn* (*hraban*) durch Unähnlichkeit des b, an n und Veränderung dieses in m zu *hrabm*, *hram*, *ram* geworden, vgl. *nösn. dra'bm* aus *dra'bn*.

Der mundartliche Klang des hier in latinisierter Form erscheinenden -ram kann nach dem Würzgewächs *Birtram*, -rum vermutet werden, das

die Volksetymologie schon im 16. Jahrhundert aus griech. *πίπετρον* über *birtron* in hochd. *Bertram* wandelte, als sei auch hier *-ram* eine lautgesetzliche Entwicklung aus *-raban* ‚Rabe‘. Die beiden Namen werden in der Mundart *Wülfräm -rum* und *Gangträm -rum* gelautet haben. Auch sonst ist *-am* in unbetonter Silbe mundartlich zu *em (am)* abgeschwächt, *Honzem* ‚Hanff=*am=e*‘, *lântsem* ‚langf=*am*‘.

An zweiter Stelle in Zusammensetzung ist die volle Form von *Rabe* in der Mundart überhaupt nicht gebraucht; nur bei Dürr 45 erscheint sie in *Nachtrabe* ‚Schwärmer, Trunfenbold‘. „Ist ein nachtrab vormalß bis ten mitternacht gefeßen vnd yn der Kirchen drumß gestraft worden, so sitzt er ein ander fort (andermal) biß an den schönen liechten morgen.“

Rache f. *Rach* f. selten m. nösn. *Rach* f. ahd. *râhha*, mhd. *râche*; in anderen germanischen Dialekten begegnet neben dem langen auch der kurze Vokal, der bei uns ausschließlich ist. — Der Gebrauch des Wortes ist mehr der städt. Ma. eigen; die dörfliche verwendet auch hier statt des Abstraktums die verbale Umschreibung; statt *o's* oder *ü(n)* *Rach* ‚aus oder in Rache‘, lieber: *sich rêche wâllen* ‚sich rächen wollen‘. *O's Rach fir de Korf, di'n e bekun hatt, wâl der F. de Bräck zebrechen, iwer dê det jang Pu'r um Hochzedôwend af den âlde Bârch fu're sâl.* Dafür: *Der F. wâl sich rêchen* usw.

Auch in alter Schriftsprache zum Teil anklingend an die mundartliche Form erscheint unser Wort, so bei Moldner geistl. Lieder 1543: „Die edle blum (Christus) . . . kan . . . euch behüten vor der *rach*.“ (Rbl. 9, 2.) Gemeint ist im Sinne der alten Dogmatik die Rache Gottes. In demselben Geist redet ein Pfarrer 1781 von „Rache Gottes“ und von seiner „Strafe über unsere Sünden“. (Rbl. 8, 91.) Unser Reformator warnt vor ungerechter Beurteilung, vor Verfolgung des Gegners: „Auf das man nit durch unrechten bann eigne *rach* suche vnd verdamm sich selbst.“ (Abeliat rächt sich am Täter.) (Hont. R.=D. IX. 3.) Das Gleiche tun die Visit.-Artif. 1559—1720: „daß er (der Pfarrer) niemanden aus privat affect und eigener Rache auspredige oder eigenmächtig von der Communion und heil. Abendmahl ausschließe“.

In einer Inschrift heißt's:

Die *Rach* ist dein, o Gott,
Du sprichst: ich will vergelten . . . (H.-W. 442.)

Aus allen Verwendungen des Wortes klingt dessen ursprüngliche Bedeutung durch: „Sühne einer Missetat“, im ältesten germanischen Recht selbst durch Verfolgung des Missetäters und dessen Verdrängung aus dem Land, dessen Frieden er gebrochen. Die Entwicklung des Rechtslebens hat dem persönlichen Gefühl der Rache und des Verlangens nach Bestrafung erlittenen Unrechtes Schranken gesetzt. Auch unser Rechtsbuch (E. L. R. aus 1583) scheidet so schön zwischen Notwehr und Rache und läßt Vergeltung für erlittenes Unrecht nur in der Form gerichtlicher Strafe zu. Die betreffenden Stellen, die der Rache wehren, müssen hier Platz finden:

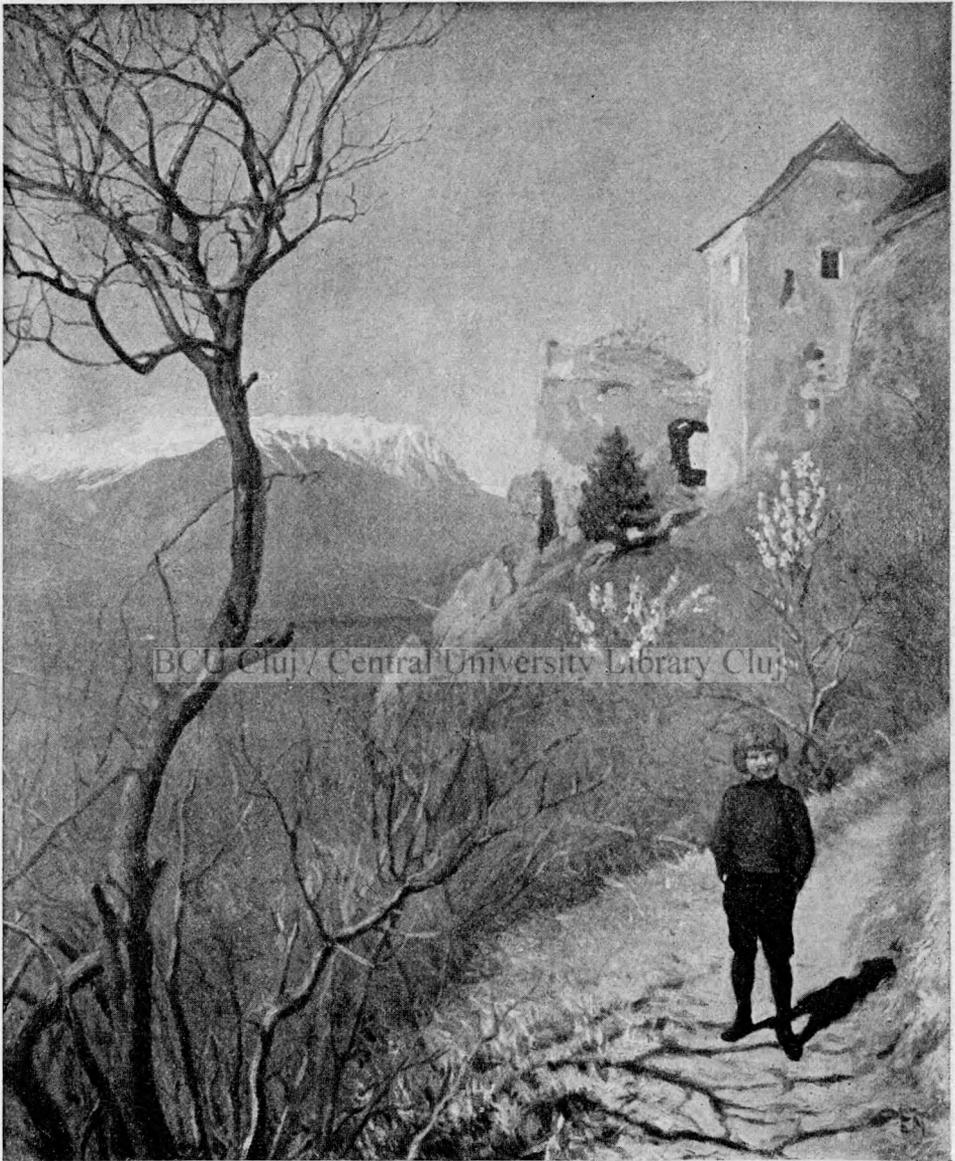
„Alle recht . . . weisents, das man sich der gewalt mit gewalt erwehren mag, doch so fern solche legentwehr nicht zur *rache* gericht, sondern . . . mit untadelhafter nothwehr geschicht.“ „Zwischen der nothwehr vnd *rache* ist vnter-

scheid: Nothwehr geschieht als bald einer wird angegriffen: Rache aber heißt, so der anlauffer noch (nach) seiner erster benödtigung (Angriff) gewichen vnd der angegriffen aus grimme vnd freyen willen vngenötigter dinge ime nach gefolget vnd erschlagen hette“ (E. L. R. 172). „Der (zum kampf vnd schlagen) aus einem Haus Gerufene soll sich enthalten vnd zur rache angemutter Injurien nicht heraus machen“ (ebd. 179). Bei Schmähreden, die zwei gegen einander geführt „wird eins legen dz ander gerechnet vnd kann kein teil wider das ander zur rache oder straff klagen“ (ebda. 179). Die sprachlichen Formen: „aus Rache“ oder „in Rache“ selbst Vergeltung üben für erlittenes Unrecht deuten auf das Gefühl der Entrüstung, des Zornes, so daß die Form „in Rache“ geradezu so viel heißt, wie „im Zorn“: „Welcher ein Messer im Rache ziehet auf einen andern, der verfällt dem Gericht die Hand“ . . . (c. 1740, Kronst. Qu. 5. 390). Auch eine Weiterbildung mit -ung finde hier Platz: Im Glossar von Kronstadt steht rochunge für lat. ulcio (nicht etwa rōchunge?)

rächen sw. v. *rēchen*, nōsn. *rāchn* ‚verfolgen, vergelten, strafen‘; r aus ursp. wr: got. wrikan, ahd. rēhhan, mhd. rēchen; genau wie *brēchen*, aber mit Auflassung der ursprünglich starken Beugung, deren Partizipium *gerōchen* allein noch gilt und mit dem von *rechen* ‚riechen‘ gleichlautet. Ubrigens wird das Wort nicht gerade allgemein und häufig gebraucht, und zwar transitiv wenig, meist reflexiv.

1. trans. wird das Wort im mündlichen Gebrauch so gut wie gar nicht verwendet, nur in alter Statut-Sprache: „Es soll keiner (unter den Mitgliedern der Bruderschaft) . . . seinen groß vnd gefalten Zorn . . . rechen vnd kühlen, sondern (die Streitsache) seiner ordentlicher obrigkeit führ tragen“ (B.=A. 16, 415). Auch in dichterischer Sprache: *E Schwarm vu Fänden . . . Begirich gu'r, ze rēchen des Bascha sengen Dit* (Rästn. 136). Die Stelle im Hermannst. Gerichtsprot. aus 1619/20, S. 76: „Man hat den frommen Mann ihrenthalben gerecht“ scheint die Bedeutung ‚strafen‘ zu erweisen. (Die Stelle kann jetzt wegen Abwesenheit des Archivs nicht nochmals eingesehen werden.)

2. Die häufigere reflexive Form *sich rēchen* ‚eine erlittene Ubeltat mit Ubeltat vergelten‘ entspricht dem leidigen Umstand, daß bei der Rache vor allem das persönliche Gefühl waltet, nicht die ruhige Betrachtung einer Sache. Auch die Form „rechnen“ für „rechen“ deutet auf Eingebung des persönlichen Gefühles. Das Rächen ist ja ein Bezahlen, Vergelten für angeblich erlittenes Unrecht, ein rasches Abrechnen mit dem Widersacher. Die Umformung von *rēchen* in *rēchnen* wäre als solches *Abrechnen* volkspsychologisch zu begründen. *Rēchnen* gilt in Meiburg, *raichnen* in Radeln (Rbl. 8, 106). Auch bei Dürr ‚rechnen‘: wenn sich got rechnen wird an den vnglaubigen (Hf. 109). „Denkt an die leiblich elter, was fur liebdt ist bei ynen, wann ire Kinder noth leiden, wenn sie umb hulff kreischen, wenn sie beleidigt werden. Der vater schenckts dem feind nicht, bis er verhüret und das Kind gerechnet ist“ (ebda. 725). Auch ein Jahrhundert nach Dürr, 1689, Zeugenausfrage: „Vielmahl hat Er auch vorhin gedreuet, daß Sie unter seinen Händen noch sterben sollte, biß Er sich nicht an Ihr reche, waß ihr Vatter ihm angethan habe mit dem Raht-hauß stehen“ (Cap. Cib. Prot. F. 1685-91, S. 349). Starkes Partizipium: „es bleibt nicht ungerochen“ (Moldner, Geistl. Lieder, Rbl. 9, 4).



Eduard Morres

Auf der Rosenauer Burg.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrg. II.

Zweites Augustheft

1920.

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

V. (Fortsetzung.)

Nach neun Uhr trat Rärgel mit einiger Verspätung ins Redaktionslokal, wo Runz bereits am Schreibtisch saß. Der Redakteur lächelte, mit der Miene des Vorgesetzten, der eine Nachlässigkeit seines Protegés überfieht. Doch Runz zeigte gleich darauf — wie einst Gott Janus im alten Rom — ein zweites Gesicht: das des unerbittlichen Chefs, der auf Ordnung hält.

Rärgel eilte mit großen Schritten an seinen Platz, mit der Behendigkeit des Menschen, dem die Arbeit Freude macht; er handhabte die Schere mit außerordentlicher Geschicklichkeit, trotz der durchwachten Nacht. Dabei sprach er unaufhörlich über das „Kulturproblem“, das nun beide, Runz und Rärgel, gemeinsam zu lösen hätten: den „Fortschritt“ vergrößern, das Niveau des Publikums heben, etc.

Eine Stunde später trat ein Dienstmann in das Redaktionslokal. Er übergab Rärgel eine Karte, die nicht unterschrieben war und bloß die Worte trug: „Eine Verehrerin Ihrer Feder.“ Dann stellte er diskret neben Rärgels Tisch einen Stock, dessen Silbergriff mit Rosen umwunden war. Das ganze schien ein Geschenk zu sein, wie Theaterfreunde es gelegentlich

Schauspielern vor der Rampe überreichen lassen.

Rärgel hatte einen Augenblick die Illusion, als befände er sich in einem Garten, mitten unter Rosenstöcken. Dann aber quälte ihm die Frage, die er sich selber stellen mußte: Wer ist die anonyme Senderin? Ist es am Ende Maud?

Er gab sich selbst eine Antwort: — Maud kann es sein! Sie hat meinen Roman gelesen, sie hat ihn verstanden. Sie hat vielleicht für mich jene geheimnisvolle Neigung gefaßt, die in der Provinz nicht selten sein soll und die — wie man sagt — um so tiefer geht, je weniger sie an der Oberfläche sich verrät...

Es konnte indessen eine andere, eine Unbekannte sein. Und dies wäre Rärgel noch lieber gewesen. Denn Maud hatte er schon für sich gewonnen und wird sie in kurzem zum Geständnis bringen... Welch ein unerwarteter Glücksfall nun, wenn er, außer Maud, eine Zweite gefesselt hätte, ohne es zu wissen, bloß durch den Zauber seiner Persönlichkeit, der aus seinen Zeilen spricht.

Er sah sie bereits vor sich, diese andere Verehrerin; er sah sie, unter dem Eindruck der Rosen, so wie er sie haben wollte. Es war sein Ideal vom Weib:

distinguiert, blond, ziemlich wohlbeleibt und ziemlich reich. . . In ihren Augen spiegelte sich die Glut orientalischer Schönheit wieder und die milde Verträumtheit der Frauen des Nordens. Ihre Blicke ließen bald wild begehren, bald wunschlos schwärmen, sie geleiteten einen Dichter über die Höhen und zu den Abgründen des Lebens, sie . . .

Der Schriftsteller fühlte die Augen des Redakteurs auf sich ruhen und er wandte sich an Runz.

— Es ist mir unmöglich die anonyme Senderin herauszufinden. . . Ist dir die Schrift nicht zufällig bekannt?

Runz betrachtete aufmerksam die Schrift, als ob er sie ergründen wollte. Dann zuckte er die Achseln. Er kannte die Schrift nicht, sagte er.

— Weißt du nicht, fuhr Rörgel zu fragen fort, wer von der hiesigen Damenwelt sich für mich besonders interessiert, wer von den hiesigen Mädchen oder Frauen den Künstlern, den Schauspielern z. B. Geschenke zu machen pflegt? . . .

Runz verneinte. Doch Rörgel mußte sehen, wie über die Züge des Redakteurs, unmerklich fast ein Lächeln glitt und er dachte sich:

— Die Rosen stammen nicht von einer Dame, sondern von . . . Runz!

Indem er das in Unordnung geratene Haar des Redakteurs betrachtete, hatte er das Gefühl, man hätte ihn aus einem Rosengarten in ein Distelbeet versetzt.

Runz entfernte sich bald darauf, um sich in eine Sitzung zu begeben. Rörgel blieb über den Tisch geneigt. Von Zeit zu Zeit beugte er sich noch tiefer über die Rosen an seiner Seite, wie wenn er ganz darin versinken wollte.

Eine laute, aber heifere Stimme ließ sich vernehmen:

— Ich möchte den Redakteur des „Fortfortritts“ sprechen. Ist er hier?

Rörgel hob den Kopf. Aus einem ganz rasierten Gesicht starrten ihn zwei große, glanzlose Augen durch goldumrahmte Gläser an. Der Schriftsteller betrachtete den Fremden mit Unbehagen. Der Mann hatte nicht angeklopft und nicht gegrüßt. Er sprach in einem Tone, als ob er zu befehlen hätte. Rörgel entgegnete scharf:

— Wünschen Sie den Redakteur Runz zu sprechen?

Der Fremde warf den Kopf zurück.

— Ich möchte den Redakteur des „Fortfortritts“ sprechen. Es gibt hier nur einen Redakteur.

Rörgel erhob sich von seinem Platz.

— Pardon, mein Herr. Da Redakteur Runz abwesend ist und ich ihn verrete, bin gegenwärtig ich der Redakteur. Der Fremde machte Kehrt, mit der Steifheit und Eraktheit, der Leute, die einen Stand oder eine Stadt zu repräsentieren glauben. Er verließ das Redaktionslokal, abermals ohne Gruß.

Rörgel riß die Türe auf, durch die der Fremde sich entfernt hatte und rief ihm nach:

— Pardon, mein Herr. Ich fordere Sie auf, die primitivsten Regeln des Anstandes zu wahren!

Der Fremde kehrte zurück. Er schrie. Es war das Schreien des hohen Herrn, der nicht versteht, daß man ihm den Respekt verjagen kann.

— Wissen Sie denn nicht, wer ich bin? . . . Wer sind Sie und was suchen Sie hier?

Rörgels Hände ballten sich zusammen, seine Adern schwellen an und leuchteten wie Schwefel. Doch er beruhigte sich, faßte den Herrn am Arm an und schob ihn, trotz aller Zeichen, die ihm der Reporter gab, sachte zur Türe hinaus. Der Fremde stieg langsam die Treppe hinab, als ob ihm eine Ehrung zuteil geworden wäre. Doch unten angekommen, kehrte er sich um und schrie hinauf:

— Sie werden noch erfahren, wer ich bin... Jedenfalls sind Sie draußen aus der Redaktion...

Hierauf nahm er seinen Weg wieder auf, mit beschleunigtem Schritt.

Nieman griff sich mit beiden Händen an den Kopf.

— Um Gottes Willen, Herr Rängel, warum haben Sie mich denn nicht verstanden... Das ist ja der Vorsitzende im „Komitee des Fortschritts“.

Und er fiel in den Stuhl, als ob seine Stelle als Reporter erschüttert wäre. Rängel dagegen ging zum Schreibtisch, mit dem Schritte des Triumphators und setzte sich neben den Rosen nieder.

— — — — —
Runz kehrte kurze Zeit darauf zurück.

— Es hat in der Sitzung Szenen gegeben, sagte er.

— Auch dort? fragte Rängel.

— Wieso auch dort?

— Weil es auch hier eine gegeben hat... Doch erzähle erst von den andern...

— Es wäre zu weitläufig von all dem zu sprechen, was sich dort zugetragen hat... Was dich besonders interessieren dürfte, war, daß man mir deinetwegen Schwierigkeiten machte. Da habe ich erklärt: „Wenn Rängel geht, gehe ich mit“... Ich bedauere bloß, daß ich nicht schon früher den Herren zu verstehen gegeben habe, wie sehr sie auf mich angewiesen sind...

Er fächelte sich mit dem Taschentuche Wind zu.

— Ich habe die Gelegenheit gleichzeitig benützt, um einen Teil von dem herauszusagen, woran ich seit Jahren würgen muß... Es war ein befreiendes Gefühl, es war wie ein reinigendes Gewitter... Eines der Mitglieder, das auf meiner Seite stand, sagte mir, nach der Sitzung: „Es war eine Tat!“...

Er fügte hinzu:

— Und wir sind auch ohne den

Vorsitzenden fertig geworden... Er hat nämlich gefehlt...

Rängel fiel ein:

— Der Vorsitzende war hier, allerdings nur für kurze Zeit...

Hierauf erzählte der Schriftsteller den Vorfall, er sprach ruhig und abgeklärt, als wolle er gleich darüber eine Skizze schreiben.

* Runz riß die Augen auf.

— Wie, du hast ihn hinausgeworfen; das ist etwas stark!

— O, ganz sachte, entgegnete Rängel, ganz sachte... Mit aller Hochachtung, die einer Autorität gebührt... Ein wenig Festigkeit, ein wenig Ruhe genügen in solchen Fällen, führte er aus, wobei seine Stimme bebte. Und man hat keine „Tat“ vollbracht... Man hat bloß eine Bresche geschlagen in das Selbstbewußtsein gewisser Kolosse — jener Kolosse, die so geschickt zu verbergen wissen, daß ihre Füße aus Ton geformt sind...

Der Redakteur setzte sich wieder an den Schreibtisch.

— Doch die „Kolosse,“ ergänzte er, behaupten sich oft auch trotz der Bresche...

Er nahm ein Stück Papier zur Hand.

— Da sind noch einige Telegramme... Großer Sieg... im fernen Osten... Es ist den Japanern gelungen, eine Bresche zu schlagen in den russischen Koloss...

Er machte eine Pause, wie wenn er noch etwas zu sagen hätte. Es schien Rängel als wolle er vertraulich über die „Szenen“ der letzten Sitzung sprechen, über die kleinen, aber zermürbenden Kämpfe der „Kolosse“, die scheinbar so fest auf ihren Füßen stehn... ihren tönnernen Füßen...

Rängel drehte etwas den Stuhl, um besser zu hören, doch der Redakteur sagte bloß:

— Du hast jedenfalls einen frischen Zug in die Redaktion hereingebracht. Du hast dir die Rosen verdient!

Er fuhr in verändertem Tone fort:
— Bitte, schreibe einen Artikel über die „Bresche“ . . . der Japaner.

Das Gesicht des Redakteurs, das gelächelt hatte, verfinsterte sich plötzlich wieder — offenbar um anzuzeigen, daß Runz jetzt wieder der Chef und nichts als der Chef sein wollte.

Zwei Wochen später schrieb Kärigel an Maud:

„Sehr geehrtes, gnädiges Fräulein!

Ich bitte Sie wegen einer dringenden Angelegenheit mich heute nachmittag zwischen 5—6 Uhr bestimmt, in meiner Wohnung aufzusuchen. Es handelt sich um Ihre vitalsten Lebensinteressen. In der Erwartung, daß die Konvention nicht imstande sein wird Sie von einer ersten, wichtigen Unterredung zurückzuhalten, zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung als Ihr ergebener

Georg Kärigel.

Am Nachmittag zündete er in seiner Wohnung ein Flämmchen unter dem Seekessel an. Dann setzte er sich auf einen Stuhl, dem Sopha gegenüber, auf dem Maud in wenigen Minuten sitzen wird. Er dachte so intensiv an sie, daß er zeitweilig das Empfinden hatte, sie säße schon vor ihm.

Der Schlag der Pendeluhr auf dem Ramin ließ ihn leicht erbeben.

— Jetzt müßte sie hier sein! dachte er.

Der See kühlte aus, doch Kärigel erhitzte sich mehr und mehr, von Minute zu Minute. Er begann unruhig im Zimmer auf und abzuschreiten. Vor dem Spiegel blieb er stehen.

— Ganz elegant, dachte er, indem er sich betrachtete. Aber schließlich doch nur eine Provinzeleganz!

Dann musterte er nervös das Zimmer,

daß er sich von Grund aus neu eingerichtet hatte. Bisher hatte es ihm entzückt, jetzt quälte es ihm. Die Perserteppiche fand er geschmacklos, weil sie unecht waren. Der große Schreibtisch, den die zahlreichen Schublade noch plumper erscheinen ließen, als er tatsächlich war, paßten besser für einen Beamten als für einen Künstler. Die echte Perserdecke, die von seinem Bett aus leuchtete, störte das Ganze noch mehr: durch ihre Farbenpracht trat die Armlichkeit der übrigen Gegenstände noch krasser hervor. Er hatte Lust alles von da hinauszuzwerfen, zu den alten Möbeln, die er schon hinausgeworfen hatte. Wie Maud ihn beruhigen würde, wenn sie käme!

Der schrille Klang der Türklingel ließ ihn zusammensucken, als hätte der elektrische Strom seinen eigenen Körper durchdrungen.

— Ah, da ist sie doch! rief er aus.

Sie ist sogar pünktlich . . . für ein Weib!

Er eilte ins Vorzimmer hinaus. Er fiel fast dem Reporter um den Hals, der entsetzt, mit trüben Augen auf ihn starrte.

— Was gibt es denn, Herr Nieman?

Hat Maud einen Brief in die Redaktion geschickt? Warum kommt sie denn nicht?

— Wie soll ich das wissen? Iakhte der Berichterstatter.

— Ja, warum sind Sie sonst denn hier?

— Ich bringe einen Brief vom Herrn Redakteur.

Kärigel riß hastig den Briefumschlag auf. Er las.

„Bitte bemühe Dich heute noch einmal in die Redaktion: es sind wichtige Telegramme angekommen. Mit Gruß

Redakteur Runz.“

Der Schriftsteller zerknitterte das Papier und warf es mit ganzer Kraft zu Boden.

— Ah, der Mann glaubt, ich denke

bloß an ihn und an seine Redaktion, bei Tag und bei Nacht!... Dabei weiß er ganz genau, daß Maud heute zu mir kommt...

Er begab sich indessen doch ins Redaktionslokal, als er nicht mehr hoffen konnte.

— Maud wird ganz einfach an verschlossene Türen kommen, sagte er sich. Und sie wird vergebens warten...

Im Redaktionslokal angekommen, fand er Kunz ganz über den Schreibtisch gebeugt. Der Redakteur erwiderte kaum den Gruß des Schriftstellers.

— Der Mann versucht wieder den Chef zu spielen, sagte Kärgel unwillig zu sich selber. Und er scheint zu glauben, daß ein Chef um so mehr im Ansehen steigt, je widerwärtiger er sich gebärdet!

VI.

Georg Kärgel schrieb noch mehrere Briefe an Maud, ohne Antwort zu erhalten. Schließlich entschloß er sich ihr einen förmlichen Besuch zu machen. Er dachte sich:

— Kommt der Prophet nicht zum Berg, so geht der Berg zum Propheten.

Er ließ sich einen neuen, himmelblauen Anzug machen. Bis dieser fertiggestellt war, ging er alle Tage zum Schneider, erklärte ihm, wie man Kleider macht, und drängte ihn rascher zu arbeiten, mit wachsender Ungeduld. Er fragte sich, so oft er durch die Straßen ging:

— Wo ist Maud? Wie ist es möglich, daß man sie in dieser kleinen Stadt nicht treffen muß? Alles ist sonst so leicht zu erreichen, alles liegt sozusagen auf der Hand. Nur Maud ist unsichtbar!

Er erfuhr, daß sie Waise sei und an der Peripherie der Stadt bei einer Tante wohne. Er begab sich dahin. Bevor er an der Tür der „Villa Winkler“ läutete, hielt er eine Art Ansprache an sich selber:

— Es gilt Zurückhaltung zu bewahren, Distanz zu halten, die Leute ver-

stehen zu lassen, wer sie sind und wer ich bin!

Man ließ ihn lange vor der Tür warten. Er blickte von der Veranda durch ein Seitenfenster auf einen Gartenweg, der tief hinein bis zu einem gelben Tore führte. Dahinter reckten sich riesenhafte Eichen im Lichte der Nachmittagssonne. Der Garten, die Bäume, die ganze Natur, sogar das gelbe Tor schienen mit allen ihren Atomen zu einem neuen, geheimnisvollen Leben zu erwachen — einem Leben voll von unbestimmten, milden Glücks.

Die Tür öffnete sich. Eine ältere Dame mit schön ergrautem, in der Mitte gescheiteltem Haar, jedenfalls Mauds Tante, stand vor ihm.

Kärgel stellte sich vor, dann erklärte er, daß er mit „Fräulein Maud“ in einer für sie „vitalen Angelegenheit“ zu sprechen habe.

Fräulein Winkler senior antwortete in erstauntem, unfreundlichem Tone, der mit der etwas gedrückten Gestalt im Widerspruch zu stehen schien.

— Fräulein Maud Winkler ist verreist, sagte sie. Im übrigen bin ich überzeugt davon, daß sie imstande ist, ihre „vitalen Angelegenheiten“ selbst zu ordnen.

Zwei Wochen waren kaum vorüber, als Kärgel wieder an der Tür der Villa Winkler läutete. Das Stubenmädchen öffnete ihm sofort. Es sagte Kärgel, Maud sei zurückgekehrt, doch nicht zu Hause. Bloß das „alte gnädige Fräulein“ sei zu sprechen. Er trat in einen Korridor ein, der als Vorzimmer diente und gab seine Karte ab.

Fräulein Winkler senior saß im Empfangszimmer, in Gesellschaft zweier junger Leute, mit denen sie sich gut unterhalten mußte, denn sie lachten alle drei. Georg Kärgel schüttelte Fräulein Winkler kameradschaftlich die Hand, als kenne er sie schon seit langer Zeit, dann setzte er sich. Man sprach von Stadtklatsch und von Lokalgrößen, Dinge, über die Kärgel

nicht unterrichtet war, so daß er schweigen mußte. Es fragte ihn übrigens niemand nach seiner Meinung.

Er runzelte die Stirn und blickte grimmig auf die jungen Leute herab. Er kannte sie beide schon vom Sehen und vom Hörensagen, wie man in der Kleinstadt jeden Menschen kennen muß. Er erinnerte sich sogar unbestimmt die beiden im Atelier Willi angetroffen zu haben, doch er gab sich Mühe an all die „kleinen, unangenehmen Ereignisse“ nicht mehr zu denken... Es blieb ihm aber nichts anderes übrig, als die beiden zu betrachten. Der eine von ihnen war ein schwächlicher, junger Mann, mit spärlichem, rotem Bart und fahlem, schmutzigem Teint. Rörgel mußte gegen seinen Willen daran denken, daß dieser junge Mann allabendlich zur selben Stunde in der Hauptstraße spazieren ging, gewöhnlich allein, mit mechanischem, hölzernem Schritt. Jeden Augenblick hob er, um alle Bekannten zu grüßen, seinen Hut in die Höhe, stets mit der selben, mechanischen Bewegung und immer bis zur selben Höhe... Er erschien dem Schriftsteller wie ein Automat, der gehen, sitzen, lachen und seinen Hut bewegen kann.

Der zweite junge Mann war in allem das Gegenteil vom ersten und machte trotzdem auf Rörgel denselben schlechten Eindruck... Er war kahl, wohlbeleibt trotz seiner Jugend, gesprächig und sauber... Dabei glich sein Gesicht ebenso dem eines Faun, wie das Gesicht des „andern“ mit dem eines Heiligen zu vergleichen war. Er galt als der erste Tänzer und als die beste Partie der ganzen Stadt. Rörgel erinnerte sich deutlich, wenn auch mit Grauen, wie er mit ihm nähere Bekanntschaft gemacht hatte. Es war in einem Nachtlokal, wo der Schriftsteller, bei einer Tasse schwarzem Kaffee den „Kleinstadtsumpf studierte“ und der „Heilige“ mit Kellnerinnen tanzte... Rörgel würgte in-

grimmig die Worte hinunter, die er nicht aussprechen konnte:

— Oh, ihr absoluten Nullen, ihr Stützen der Gesellschaft!

Er sah von den beiden weg und betrachtete den Salon. Die Nachmittagssonne drang gedämpft durch die Vorhänge des einzigen großen Fensters und durch die Palmen, die ihre spitzen Blätter in die Höhe streckten.

Die Wand, dem Fenster gegenüber, wurde von einem großen Portrait beherrscht. Ein energisches Gesicht mit hoher Stirn, feiner, etwas spitzer Nase, blickte ruhig, überlegen, aus dem vergoldeten Rahmen herab. Die stark verschürte Uniform trug die Auszeichnungen eines hohen Offiziers aus dem Orient, die Hände ruhten auf dem Griff seines stark geschwungenen Säbels. Wer mag das sein?

Zu beiden Seiten glänzten matt, mit schon verblaßten Farben zwei Portraits aus vergangener Jahrhunderten: jedenfalls zwei Ahnen der Familie Winkler. Die leuchtenden Perücken fielen über die Schultern herab. Auf dem Boden breitete sich ein ungeheurer Perfer aus, von einer Größe, wie sie Rörgel bei einem Teppich noch nie gesehen hatte. In zwei Kästen schimmerten kleine, zierliche Gegenstände. Der Schriftsteller konnte sie nicht näher unterscheiden, doch er hielt sie nicht unwert der eigenen Sammlung, die er sich bald, nach dem Vorbilde des Redakteurs selber anlegen wird. Zwischen den beiden Kästen gewahrte Rörgel eine durchsichtige, feingeschnitene Wand, die an der Mauer lehnte und jedenfalls von einem maurischen Hause stammte. Innerhalb dieser vier Wände mußte ein Mensch gewohnt haben, der die Welt bereist und so manches von ihren Herrlichkeiten mit nach Hause bringen konnte.

Und doch! Standen nicht neben diesen kostbaren Gegenständen von zweifelhaftem Geschmack, neben Kunstwerken einer ausländischen, alten Kultur Nippfachen

ohne Wert? Zwischen zwei Vasen von Meister Gallé, die mit mattem undefinierbarem Glanze in der Sonne leuchteten, als gehe dies Leuchten nur von ihnen aus, verlegte eine dritte Vase mit ihren schreienden Farben das Auge. Und man hatte ihr eine Art „Ehrenplatz“ eingeräumt!

Darüber war Rärgel empört, im Namen der Kultur, als deren Träger, als deren Apostel er sich fühlte.

— Es ist wahrhaftig zum Davonlaufen! sagte er sich.

Die beiden jungen Leute entfernten sich, doch Rärgel blieb. Fräulein Winkler warf ihm einen Blick des Staunens zu.

Doch Rärgel, der sich schon erhoben hatte, setzte sich wieder auf seinen Platz. Er erkundigte sich nach dem Portrait an der Wand, nach den Kunstgegenständen in den Kästen. Fräulein Winkler wurde ruhiger, freundlicher, als spreche sich gerne mit jedermann über vergangene Zeiten... Der Soldat, in der orientalischen Uniform war Herr Winkler, Mauds Vater — der Bruder von ihr selber. Er ist als hoher Offizier in ausländischen Diensten am gelben Fieber gestorben. Und Fräulein Winkler sprach, mit mehr Stolz als Rührung von seiner Laufbahn, von den Feldzügen, die er mitgemacht, den Auszeichnungen, die er sich errungen hatte.

— Das kleine Bild auf dem Klavier stellt den Sultan dar, sagte sie.

Dann zeigte sie eine Zimmetblume, die unter einem Glassturz moderte — eine andere „liebe Erinnerung“... Und Fräulein Winkler sprach vom Sultan sowie vom Zimmet mit gleicher Liebe und Vertraulichkeit, als ob beide, gleich dem Bruder, zur selben Familie gehörten.

— Doch die Gegenstände in den Kästen, gnädiges Fräulein?

Sie begann nun von diesen „Wundern orientalischer Goldschmiedekunst“ zu sprechen. Doch plötzlich veränderte sich der Ton ihrer Stimme, ihre Gesichtszüge ver-

finsterten sich. Ihre Augen wurden glanzlos, hart, ihre Blicke fielen wie strafend auf den Schriftsteller herab.

Sie erhob sich von ihrem Platze.

— Ich habe jetzt zu tun, sagte sie. Wenn Sie auf dem Heimweg meine Nichte treffen sollten, sagen Sie ihr, bitte, daß ich auf sie warte.

Als Rärgel auf dem Korridor stand, hörte er wie eine Tür heftig ins Schloß fiel.

Raum war er einige hundert Schritte gegangen, kehrte er sich um und blickte noch einmal auf den Garten zurück. Er sah wie das gelbe Tor sich öffnete. Eine weiße Gestalt erschien zwischen dem Grün der Gräser und dem der Sträucher des Gartens; sie schien über den Kiesweg mehr zu schweben als zu schreiten. Sie huschte, leichtbeschwingt wie eine Elfe, die Treppe hinauf.

— Das ist Maud! rief Rärgel aus. Und sie ist nicht allein!

Ein junger Mann begleitete sie, in der Tat. Rärgel machte eine heftige Bewegung nach der Erscheinung hin; es war die Bewegung des Menschen, der etwas Unfaßbares erhaschen will. Doch Maud reichte dem jungen Mann die Hand und verschwand hinter den bunten Glasscheiben der Terrasse.

Da nahm sich der Schriftsteller vor, der Gesellschaft, den Menschen, der Welt zu entsagen.

— Ich werde zurückgezogen leben, in meiner Klause, um mein Lebenswerk fortzusetzen und zu vollenden. Ich werde mich von allen elenden Streitigkeiten der Kleinstadt fernhalten. Ich werde all den lokalen Geheißigkeiten fernbleiben. Ich werde mir all das vom Leibe halten, was nicht Arbeit ist.

Indem er sich in Gedanken ein neues Leben aufzubauen suchte: ein Leben, das dem der alten Eremiten gleichen sollte, jenen Weltfremden, die in der Wüste darben, träumten, schrieben, lenkte er seine Schritte dem Café „Landmann“ zu.

(Fortsetzung folgt.)

Muttersprache

Von Professor Dr. Franz Lang in Czernowitz

Die Art und Stärke des Nationalbewußtseins eines Volkes ist der Maßstab seiner Lebenskraft und seiner Dauer unter den Völkern der Erde. Nationalbewußtsein ist das Bewußtsein der Volksgenossen, daß sie alle durch gemeinsame Eigenschaften und Werte eine Einheit bilden, und der Wille, diese Einheit lebenskräftig zu erhalten, möglichst vollkommen zu machen und ihr das Einzelschicksal unterzuordnen.

Solche gemeinsame Werte sind die Sprache, die Religion, die Sitten und Gebräuche, die Wissenschaft und Dichtung, die Volksgeschichte.

Am frühesten wird sich ein Volk der gemeinsamen Sprache bewußt. Schon zur Zeit der Perserkriege lehnten die Athener einen Sonderfrieden mit der Begründung ab: „Wir sind ein Volk gleichen Blutes und gleicher Sprache, gemeinsam sind uns Göttertempel und Opfer, gleichgeartet unsere Sitten.“ Die gemeinsame Sprache ist das sichtbarste Band der Zusammengehörigkeit. Der letzte Volksgenosse erkennt dieses Band und gewöhnlich ist ihm, der die anderen Werte noch nicht erkannt hat, die Sprache das einzige nationale Unterscheidungsmerkmal.

Die Sprache ist nicht bloß Verständigungsmittel, sondern als Organ unseres Denkens ein Spiegel des Innenlebens. Der Charakter eines Volkes formt sich seine Sprache. Diese ist fast ausnahmslos das einzige Mittel der Darstellung, Verbreitung und Vererbung der Wissenschaft und der Dichtung. Gibt ein Volk seine Sprache auf, dann entsteht ein Riß in allen seinen gemeinsamen Beziehungen. Die neue Sprache als ein neues fremdes Organ ist unzureichend

für sein ererbtes Denken. Wohl wird dieses bemüht sein, sich das neue Organ soweit als möglich anzupassen wie etwa die menschliche Hand ein neues Werkzeug. Die neue Sprache aber unterliegt in ihrer Entwicklung der Masse des fremden Volkes, das sie als Muttersprache spricht. Dem entnationalisierten Volke, das gewöhnlich in der Minderheit ist, bleibt wenig oder gar kein Einfluß auf die Entwicklung der angenommenen Sprache, um so mehr, weil die Form der Sprache und selbst das Sprachgut im Kulturstaat der Schule unterworfen ist, welche alles gleich macht und die Sprache in bestimmte unumstößliche Regeln zwingt. Wenn also die alte Einheit zwischen Denken und angenommener Sprache nicht durch Umformung der Sprache hergestellt werden kann, dann muß das Unnatürliche eintreten, daß die Sprache, die nur ein Organ des Denkens sein soll, sich das Denken unterwirft. Vieles Geistige, was in der Fremdsprache keinen Ausdruck und Träger findet, wird in Dämmerung und schließlich ins Nichts versinken. Die zartesten Fäden zwischen Denken und Sprache sind abgerissen, die Fremdsprache wurzelt nicht wie die Muttersprache in den Tiefen der Seele, sondern schwebt an der Oberfläche. Die Sprache verliert ihre Innerlichkeit und wird zum bloß äußerlichen Verständigungsmittel.

Der Verlust ist also doppelt: Geistige Werte, für welche die Fremdsprache keinen entsprechenden Ausdruck hat, weil die Begriffe mangeln, verkümmern und gehen verloren. Außerdem wird mit der Muttersprache auch deren altererbte Innerlichkeit aufgegeben. Die Fremdsprache hat nicht die lebendige Kraft und also auch nicht die Entwicklungsfähigkeit. Beide Nach-

teile sind aber nicht gleich zu werten: der Verlust von geistigen Werten ist ein dauernder. Je länger die fremde Sprache gesprochen wird, desto endgiltiger ist er. Das Geschlecht, welches die Muttersprache aufgibt, besitzt trotzdem noch die alten Werte, die erst allmählich verblaffen. Das zweite Geschlecht, welches mit der Fremdsprache heranwächst und die Sprache seiner Väter nur noch unvollkommen kennt, ist schon ärmer und diese Armut wächst von Geschlecht zu Geschlecht. Anders verhält es sich mit der lebendigen Kraft der Sprache. Die Fremdsprache ist für das erste Geschlecht fast nur äußeres, unvollkommenes Verständigungsmittel ohne innerliche Beziehungen zu den seelischen Tiefen des Sprechenden. Je länger sie aber gesprochen wird, desto zahlreicher, tiefer und feiner werden diese Beziehungen, bis endlich die Kindeskinde die Sprache nicht mehr als Fremdsprache, sondern als Muttersprache sprechen und fühlen. Fichte geht in seinen Reden an die deutsche Nation in diesem Punkte zu weit, wenn er den romanischen Völkern eine Muttersprache überhaupt abspricht, weil die römische Volkssprache für die romanisierten Völker immer eine tote Sprache geblieben sei, welche die Kluft zwischen Geistesbildung und Leben niemals habe überbrücken können, und wenn er das tiefere deutsche Gemüt, den größeren Ernst und Fleiß im Schaffen, ja selbst die Vertiefung der Religion und die Großtaten deutschen Geisteslebens auf die Tatsache gründet, daß die Deutschen eine Ursprache haben, die Romanen dagegen nicht. So großartig seine Darlegungen in der 4. und 5. Rede sind, so können wir doch nicht beistimmen. Den Franzosen, das ist den romanisierten Kelten und germanischen Stämmen ist die vor Jahrhunderten angenommene Fremdsprache zur Muttersprache geworden und hat sich lebendig weiterentwickelt.

Nicht der Umstand, daß die romanisierten germanischen Stämme wie Franken, Goten, Burgunden ihre Muttersprache verloren und eine Fremdsprache angenommen haben, ist Schuld an der geringeren Lebensentfaltung und Vertiefung, sondern die Tatsache, daß diese Stämme nur einen Bruchteil der französischen Volksmasse ausmachen, während sich der Grundstock aus ganz anders gearteten und geringer veranlagten Völkern wie Urbewölkerung, Kelten und verschiedenrassigen Siedlern des römischen Reiches zusammengesetzt hat. Die Rasse und nicht die Sprache ist das Ausschlaggebende. Denken wir nur andererseits an das englische Volk. Auch dessen Sprache besteht zur Hälfte aus fremden, romanischen Wörtern, die alle nach Fichte tot und entwicklungsunfähig sein müßten. Und doch ist der Charakter der Engländer germanisch. In England hat eben die germanische Rasse die Mehrheit, und gerade die Normannen, welche die romanische Sprache ins Land brachten, verstärkten die germanische Rasse und gaben den Ausschlag.

Dieser Ausblick auf Fichte führt unsere Betrachtung einen Schritt weiter: Es ist ein großer Unterschied, ob eine Minderheit die Muttersprache aufgibt oder ein ganzes Volk, dessen Rasse im Gebiete der Fremdsprache die Mehrheit hat. Die Minderheit vermischt sich nach dem Verluste der Muttersprache restlos mit dem Fremdvölke und verliert seine Rasseeigenarten, welche es von Natur auszeichnen und die zu einer eigenen triebkräftigen Entwicklung unentbehrlich sind. Die Jahrtausende alte Entwicklung wird abgeschnitten und vernichtet.

Der Verlust ist also für eine Minderheit dieser: Es gehen mit der Sprache geistige Werte verloren, für welche die Muttersprache allein die Trägerin ist. Es geht aber auch die Rasse verloren

und mit dieser die selbständige naturgesetzte Entwicklungsfähigkeit.

Endlich haben wir vom allgemeinen Standpunkte aus noch folgendes zu beachten: der Verlust, den die Menschheit durch die Entnationalisierung eines Volkes erleidet, hängt von der Bedeutung des Volkes ab. Wohl widerspricht auch die Entnationalisierung eines tiefstehenden Volkes der Natur. Denn diese hat die verschiedenen Arten der Menschen hervorgebracht und kann die Verschiedenheit für die Weiterentwicklung der Menschheit nicht entbehren, wenn diese nicht als eine gleiche, träge Masse stillstehen soll. Geistige Werte wird aber das tiefstehende Volk wenige zu verlieren haben. Ja es ist möglich, daß der Gewinn größer als der Verlust ist, wenn das Fremdvolk, in das es aufgeht, geistig viel höher steht. Es empfängt dann von diesem die höhere Kultur und gibt dafür seine Rasse-eigenart. Seine junge gesunde Rasse wird das ältere Kulturvolk mit neuem Blute versorgen und auffrischen. Die Geschichte bietet uns genug Beispiele. Selbst bei der Romanisierung germanischer Stämme infolge der Völkerwanderung steht neben dem großen Verluste ein hoher Gewinn. Die romanischen Völker hätten ihre klassischen Blütezeiten der Künste und Wissenschaften nicht erlebt, wenn nicht ihre gealterte Rasse durch das Blut der unverdorbenen und hochbegabten germanischen Völker verjüngt worden wäre. Steht dagegen das entnationalisierte Volk an Kultur höher, dann kommt zu dem individuellen Verluste noch der allgemeine. Es verliert die Menschheit als Einheit betrachtet. Uralte hochstehende Kulturen des Morgenlandes sind mit jenen Kultursprachen zugrunde gegangen. Wohl sind diese Kulturen nicht spurlos verschwunden, sondern haben die nachfolgenden Barbarenvölker befruchtet. Viel rascher und geradliniger aber wäre

die Menschheit fortgeschritten, wenn die Entwicklung nicht unterbrochen worden wäre. Nun könnte jemand einwerfen: „Diese Betrachtungen gehen von der Voraussetzung aus, daß die Völker mit ihren Sprachen und Kulturen nach den Gesetzen der Natur entstanden sind. Nach diesen Gesetzen müssen sie also auch im ewigen Kampfe ums Dasein untergehen, wie ja die Geschichte zeigt. Der Stärkere siegt und so ist es gut.“ Gegen das Naturgesetz wollen wir auch gar nicht ankämpfen. Wir wollen nur der Menschheit zuliebe in diesem Kampfe Energie ersparen. Wir müssen unseren Blick und Willen über das Einzelschicksal des Volkes auf die Menschheit richten. Völker, welche das nicht tun, vernichten im blinden Naturtrieb ein Brudervolk zum Schaden der Menschheit. Wie viele an Körper und Geist gesunde Völker sind von diesem Triebe gewissermaßen umsonst geopfert worden, weil die Menschheit oder besser die Völker noch nicht zum Bewußtsein ihrer selbst und des in ihnen wirkenden gemeinsamen Lebens gelangt waren. Der Mensch, in welchem das Leben Bewußtsein geworden ist, wird nach den erkannten Gesetzen des Lebens dieses gestalten, wird das Leben den geraden Weg vorwärtstragen, wird alle Energien schonen, welche den gleichen Weg fördern, wird alle unnötigen Opfer vermeiden, so daß die gleiche Energiemenge die Menschheit in einem Jahrhundert weiter bringen wird, als früher in einem Jahrtausend. Jedes in diesem Sinne moderne Kulturvolk wird darauf verzichten, dem anderen Volke, das lebenskräftig mitbaut an der Zukunft der Menschheit, in den Weg zu treten, es an sich zu fetten, es seiner Eigenart und vor allem seiner Sprache, des Organes seines Geistes, des Trägers seiner Kultur, zu berauben.

Wir Deutsche sind ein altes Kulturvolk und sind trotzdem jung geblieben.

Unser Stamm in Groß-Rumänien ist eine Minderheit, ein triebkräftiger Zweig aus gesundem Holze. Unsere Sprache ist voll Leben, ist tief und reich wie kaum eine andere. Die größten Werte der Menschheit trägt sie in die Zukunft. Wer seine deutsche Muttersprache auf-

gibt, verzichtet auf unersehbare Werte. Mit der deutschen Sprache würde hier auch die deutsche Rasse zugrunde gehen, die als selbständige, eigenartige Lebensform in freier Entwicklung notwendig ist für die jungen Völker des Ostens, für die Menschheit.

Das bunte Tuch

Ein Prolog zu einem Vortragsabend
An Hermann Czelle

Bevor das bunte Tuch des Zaubers heut
ich über Haupt und Seele euch gesponnen,
erlaubt dem Diener, der die Masken beut,
ein Wort dazu, wie dieses Spiel begonnen.

Denn vielgestaltig Trübes wird beschworen
und Vieles heut dem Dämmergrund entschält,
und Vieles, was die andre Welt geboren,
wozu uns Sterblichen das Sehen fehlt.

Denn wir sind blind und allzumal geschlagen.
Wir schaun zu Licht, dies Aug' ist nüchtern-blaß.
Wir sind zu derb, — wo Zeichen zu uns ragen,
trügt uns ein sterblich Nein ohn' Unterlaß.

Und doch ist wahrer jeder Fiebertraum,
als dieses eklen Lebens dürre Weiden,
und doch ist ewiger der Wellen Schaum,
als alle Felsen, die sie starr umkleiden.

Heran, o Geister, die der Abgrund zählt,
greift nach den Seelen uns mit blassen Händen.
Wo eure Kunst die letzten Zeichen wählt,
da muß mit Wundern sie bei uns verschwenden.

Sprecht über jeden Blick den Wundersegen,
schwingt eure Flügel über alle breit,
senkt auf uns eurer Weisheit milden Regen,
laßt dürsten uns nach ew'ger Erntezeit!!

Egon Hajek

Karl Filtſch

Von Marie Klein

In dem Buch von Oskar Vie: „Das Klavier und seine Meister“ fesselt den Beschauer das anziehende Bildnis eines Knaben. Eine rührende, kindliche Unschuld liegt auf dem schmalen Gesichtchen, große, seelenvolle Augen blicken träumerisch in die Ferne. Ein anmutiger Zug liegt um den ernstesten Mund.

Das Bild ist die Reproduktion eines Gemäldes, welches der seinerzeit berühmte Wiener Maler Eybel gemalt hat. Wir lesen darunter: „Karl Filtſch, phänomenales Wunderkind, Schüler von Chopin, starb noch als Knabe.“

Wie viel befragen die wenigen Worte! Und doch möchte man gern mehr wissen von dem Leben dieses Kindes. Briefe, Zeitungen und mündliche Überlieferung helfen uns das Leben des „kleinen, großen Künstlers“, wie Thalberg ihn genannt hat, näher kennen zu lernen.

Karl Filtſch wurde im Jahre 1830 in Mühlbach (in Siebenbürgen) geboren, als der Sohn des dortigen Stadtpfarrers Josef Filtſch und seiner Gattin Karoline geb. Felmer.

Der Vater war ein Mann von Geist und vielseitiger Begabung, witzig, sehr musikalisch und von tiefem Gemüt. Seiner Gemeinde war er ein gütiger Vater und stets hilfsbereiter Führer. Phantasiereich und etwas exzentrisch galt er für das, was man damals ein Original zu nennen pflegte. Seine Gattin, eine vorzügliche Frau von etwas härterer, strengerer Art, bot in der Ehe die richtige Ergänzung zu einem harmonischen Klang. Eine große Schar von Kindern, alle für Musik begabt, darunter auch Susi, ein aus Mitleid an Kindes Statt angenommenes Mädchen von ungarischem Stamm, sangen und spielten Klavier. Das wahrhaft „gast-

liche Pfarrhaus“ im fröhlichen Weinland hatte bei aller Einfachheit der Lebenshaltung jener Tage, einen großen Verkehr. Geistige und musikalische Interessen erhöhten die Lebensfreude. Es wurden auch Sprachen getrieben und der Vater bestand darauf, daß zur Übung abwechselnd eine Woche hindurch nur deutsch, eine französisch und eine ungarisch in der Familie gesprochen wurde.

In diesem kunstfrohen, vom Sonnenstrahl der Liebe durchwärmten Hause durchlebte Karl Filtſch seine ersten Kinderjahre. Er zeigte sehr früh schon eine geniale Veranlagung zur Musik, so daß der Vater schon dem dreijährigen Kind Unterricht im Klavierspiel gab, wobei die Ziehtochter ihn unterstützte. Mit vier Jahren schon trug der Kleine schwierigere Übungsstücke vor und fing sehr früh an seinen eigenen, kindlichen Eingebungen beim Spiel zu folgen. Selbstverständlich wurden alle die ihn hörten aufmerksam auf diese seltene Begabung.

Therese Gebbel, die Mutter Franz Gebbels, selbst eine hervorragende Klavierspielerin, besuchte einst in Mühlbach die Familie Filtſch. Sie sah im Garten den kleinen Karl harmlos fröhlich mit anderen Kindern im Sand spielen. Der Vater rief den Kleinen ans Klavier. Ein Blick auf die kleinen Freunde und den Sandhaufen zeigte, daß er lieber dort geblieben wäre, aber folgsam legte er sein Spielzeug nieder, putzte sich rasch die zarten Händchen vom Sand ab und setzte sich ans Klavier. Dann begann er zu spielen in einer Weise, die Therese Gebbel ins Herz drang und ihr Tränen der Rührung und Bewunderung entlockte. Die Stunde wurde ihr zu einem Erlebnis, welches sie nie vergaß und oft ihren Nächsten erzählte.

So wie dieser Hörerin ging es vielen. Der Ruf des kleinen Wunderkindeß breitete sich immer mehr aus und seine Kraft und seine Fähigkeiten wuchsen.

Als er mit sechs Jahren vom Vater nichts mehr lernen konnte, wurden die Vorstellungen und Bitten der Bekannten immer dringender, die Eltern möchten sich doch entschließen, das kleine Genie auszubilden zu lassen.

Der Gedanke daran lag den Eltern auch nahe, doch war ihnen wohl die Trennung von dem kleinen Liebling schmerzlich und schien die Ausführung aus finanziellen Gründen unmöglich. Andererseits sah der fromme Vater das große Talent seines Kindeß als ein hohes himmlisches Geschenk an, welches ernste Verpflichtungen in sich schließe. So wurde die Frage zu einer Sorge, die die Eltern bedrückte.

Da hat Graf Dionis Bánffy und seine Gattin, die mit dem Hause Filtfch in regem Verkehr standen, die Eltern möchten ihnen den kleinen Karl zur Auszubildung nach Wien mitgeben, wo Bánffys regelmäßig den größten Teil des Jahres zubrachten.

Insbondere die Gräfin versprach das kleine Genie in mütterliche Obhut zu nehmen und alles zu tun, damit sein Ziel, ein großer Künstler zu werden, erreicht werde. Der großmütige Vorschlag wurde angenommen und Josef Filtfch, Karls bedeutend älterer Bruder, der damals schon bei der siebenbürgischen Hofkanzlei praktizierte, zog mit dem kleinen Bruder in das gräfliche Haus in Wien. Er war zu der schwierigen Aufgabe eines Mentors ganz außerordentlich befähigt. Die Klavierstunden erhielt Karl nun von dem berühmten Klaviermeister Mittag, aber alle Übungen leitete Josef Filtfch, der selbst ein bedeutender Klavierspieler war und sehr hübsch komponierte. Auch in den übrigen Lehrgegenständen über-

wachte er Karl. Mit rührender Opferwilligkeit und Gewissenhaftigkeit widmete er seine ganze freie Zeit dem Wohle des kleinen Bruders. Damit schuf er diesem ein Stück Heimat in der Fremde, und den Eltern wurde durch ihn, auf dessen festen Charakter sie vertrauen konnten, die Gewähr geboten, daß die Grundsätze, in welchen sie ihre Kinder erzogen hatten, auch in der neuen, glänzenden Welt, in die ihr kleiner Karl durch die Gräfin Bánffy versetzt worden war, nicht in Vergessenheit gerieten.

Als liebenswürdiges Kind wurde er, wie in den Familienpapieren verzeichnet ist, bei Hofe eingeführt und durfte mit dem nachmaligen Kaiser-König Franz Josef spielen. Die Erzherzogin Sofie maß wiederholt die Größe ihres Sohnes Franz Josef mit dem Mühlbacher Kind und Altersgenossen Karl Filtfch.

Der Kleine selbst nahm mit kindlicher Unbefänglichkeit das neue Leben hin und berichtete (ohne Datum) aber jedenfalls sehr bald nach seiner Ankunft im Jahre 1837 treuherzig und kindlich der Mutter:

„Ich bin in Wien. Ich war bey der Kayserin anwesend und vor Ihr gespielt Klavier und hab bekommen Einen Goldnen Becher den Ich Ihnen zum Andenken Schenke. Wenn wir wieder heysammen Sind, wollen wir die Gesundheit von der Kayserin mit Einander trinken. Ich habe noch bekommen viele Spielsachen und Ein Großes Bilderbuch alest von der Kayserin. Ich werd recht fleißig lernen und werde dann zurück kommen mit der Gräfinbanffy nach Mülenbach. Ich werde Bringen Spielsachenn der Juli der Lotti und der kleinen Luifi und dem Eduard Eine Reit Peitsche und dem Jenni mein Freund ein Bilder Buch und der Schuschi Ein Seidenes Tschel mit Roten Streiffen meiner Schwester

Luisi ein gelbes Kleit und der Schwester Sophie ein Weißes Ball Kleid. Ich war schon in vielen Opern. Ich habe gesehen Liebestrank, es Maschierten Soldatten mitt der Trommel auf dem Theater. Auch ein Lebendiges Pferd spielte mit. Die Musik war sehr Schön.

Liebe Mutter. Ich hab Ihnen sehr Lieb auch den Sepp hab Ich lieb und wen Er wird Kommen so wird Es mich Freun und ich werd Es sagen der Kayserin daß er besser Klavier spielen kann und zeigen Sie den Becher demm Lerer in der zweite Klasse. Das ist mein vierter Briiff und Ich werde Französisch Lernen Lesen und Schreiben und Sprechen. Zum Andenken meiner theuren Mutter geweiht von Ihrem dankbaren Sie liebenden Sohn Carl Filtisch.

Während der kleine Briefschreiber noch auf Kriegsfuß mit der Orthographie stand, wurden seine musikalischen Leistungen schon von Wiener Schriftstellern bewundert. Sein Spiel hatte auf den damals sehr gefeierten Humoristen Saphir, der kein Freund von Wunderkindern war, einen tiefen Eindruck gemacht. Er schrieb darüber in die in Hermannstadt erscheinenden „Blätter für Geist, Gemüt und Vaterlandskunde“ folgenden Artikel:

Das Phantasielkind: Karl Filtisch.

Ich mag den Namen „Wunderkind“ nicht mehr aussprechen.

Es gibt keine Kinder mehr, und wir glauben kein Wunder mehr. Die Wunderkinder stehen schon unter Pari. Wie die Kinder größer werden, werden die Wunder kleiner. Ich glaube nicht mehr an Wunderkinder.

Ich las vor einigen Jahren im „Erdélyi Hiradó“ „Siebenbürger Verkündiger“ aus Klausenburg, daß ein ge-

nialer Knabe von 5 Jahren, mit Namen Karl Filtisch (Sohn des jetzigen, lutherischen Herrn Pfarrers Josef Filtisch in Mühlbach in Siebenbürgen) sich dort und in der Umgebung hören läßt. Es wurde viel von seinem erstaunlichen Musikgehör, von seiner kleinen, großen Begeisterung, von seinem seltenen Feuer usw. gesprochen. Ich achtete wenig darauf. In jenem Blatt wurde dem Vater der dringende Rat gegeben, den Knaben nach Wien zu bringen und sein „großes Talent“ zur Ehre des Vaterlandes und zum Gewinn der Kunst auszubilden.

Vor einigen Tagen befinde ich mich hier in Wien in einem der höheren Salons, wo Kunst und Wissen geliebt und gerne gepflegt wird und es wird nur ein lebendiger Knabe zugeführt und als ein kleiner Pianist bezeichnet. Es war derselbe Karl Filtisch von dem der Siebenbürger Verkündiger sprach, um 2 Jahre älter, also etwas über 7 Jahre alt.

Ich ergöhte mich an der Kindlichkeit des Kleinen und war schon im voraus vergnügt, daß die leidige Wunderschaft seiner Kindlichkeit noch gar nichts von der eigentümlichen Naivetät und Kinderanmut abgestreift hatte.

Es kann mich immer bis in die tiefste Seele verletzen, wenn die Frühreife der Kunst die süße Natur des zarten Sprößlings ganz überwältigt und erdrückt. So schien es, gottlob hier nicht der Fall.

Der Kleine wurde auch nicht ans Klavier geheht, wie das bei vielen Wunderkindern Manier ist — sondern als er selbst Lust bekam, setzte er sich ans Piano und — phantasierte.

Ich war ebenso erstaunt als gerührt. Es lag eine wundersame Eigenheit in der ganzen Gestaltung dessen, was wir Phantasieren nennen, was aber bei diesem Kinde mehr ein geistiges Präudieren, ein Zusammenbuchstabieren der Töne und

Klänge war, die in ihm wohnen und umhergehen. Er kam mir vor wie ein kleiner Kolumbus, der auf dem Ozean der Töne herumsteuert, er sieht wohl sein Amerika, er fühlt, er müsse dahin steuern, der feste Boden einer aus seinen Tonwogen sich lösringenden Welt liegt vor seinem Seelenaugen, aber noch fehlen ihm die Kräfte, die physischen Mittel es zu gewinnen! Er hat seine kleine Welt schon entdeckt, aber noch nicht besetzt, noch nicht gewonnen. Der kleine Orpheus schwimmt gern in den weichen Tönen, ergeht sich in den Moll-Klängen und wenn er in einen Dur-Ton gerät, so flieht er gleich gemütserschreckt in das mollige Reich des Elegischen zurück. Er sucht keine besonderen Weisen, aber er findet sie doch; es schwimmen in diesen kleinen Phantasten zuweilen ganz sinnliche Miniaturgefühle, ganz allerliebste, kleine Gedankchen und Sentenzen herum. Manchmal schiebt sich ein Gehörtes, unwillkürlich Erinnerung, als Motiv, als Anschlag vor seine Seele und beherrscht sein Spiel, aber man sieht, daß er sich davon losmachen will, daß sein bißchen Selbstschaffen es wieder ausscheidet und sich gleich wieder dem eigenen Umherirren und Pilgern auf den für ihn gastfreundlich bewohnten Tasten überläßt und mit den kleinen, schwachen Fingerchen fast elfenartig an die Zaubertüren der halben und ganzen Töne anklopft. Da kommen dann oft ganz allerliebste, niedliche, musikalische Figuren vor die Tür heraus und rufen dem kleinen Zauberer ein freundliches „Herein“ zu. Ich bin überzeugt, daß er an der Schwelle der Kunst eine willkommene Erscheinung ist und daß sein Vater und Lehrer wohlgetan hat, ja daß es seine Pflicht war, ihn in die Residenz zur tüchtigen Entwicklung seines unverkennbaren Genies zu bringen.

Vom 19. Februar 1838 stammt ein

weiteres, von den Angehörigen Karl Filtichs mit zahlreichen anderen Andenken an ihn, liebevoll bewahrtes Briefchen, aus welchem hervorgeht, wie auch Josef Filtich in den aristokratischen Salons als Klavierspieler auftrat.

Lieber, guter, theurer Vater!

„Mir und meinem Bruder Sep geht es gut. Heute ist ein gar guter Tag für uns und ich will Ihnen lieber Vater gleich Alles schreiben, was heute geschah, damit sie sich auch freuen können. Heute ist der Fürstin Hohenzollern ihr Geburtstag, und die Gräfin Gallenberg gibt ihr ein Konzert und da wird der Bruder Sepp zum erstenmal vor vielen Herrschaften spielen. Der Professor Bauer wird ihm auf dem Violoncell acompagniren. Dann wird der Bruder Sep fantastieren. Die Gräfin Bánffy hat es so gemacht, daß der Bruder Sep dort spielen wird. Ich werde mit der Gräfin Bánffy auch hingehen, weil aber heute meine liebste Oper Zampa ist, so hat die Gräfin ihre Loge der Klara Wief geschenkt und ich gehe mit der Klara Wief früher in's Theater und dann erst zur Gräfin Gallenberg. Ich freue mich schrecklich auf den heutigen Abend. Wie der Sep spielen wird weiß ich nicht. Morgen muß ich zur Waldau nach Hause gehen und da kann ich Ihnen lieber Vater nicht schreiben wie schön das Konzert war. Die Pepi wird Ihnen morgen schreiben, Alles wie es geworden ist. Weil die kranke Gräfin Bathyani da ist, so habe ich 8 Tage keine Lektion von Herrn von Wief gehabt, aber Donnerstag werde ich wieder eine Lektion nehmen und dann noch mehrere. Die liebe Mut-

ter küſſe ich vielmals und die Schwestern und auch die Suſi auch alle meine lieben Freunde grüße ich herzlich. Leben ſie wohl lieber guter Vater, ich küſſe Ihnen die Hände.

Euer dankbarer Sohn
Karl Filtſch“

Gräfin Bánffy ließ es ſich angelegen ſein, den Kleinen viel Muſik hören zu laſſen. Sie nahm ihn zu ſeiner Ausbildung viel in Konzerte und Opern mit. Jedesmal hatte er dann den Wuſch, den Lieben in der Heimat davon zu erzählen. Am 6. März 1838 ſchreibt er wieder der Mutter:

„Es iſt ſchon gar lange daß ich Ihnen nicht geſchrieben habe, ich bin geſund der Sepp auch, Sonntag habe ich einen ſehr guten Tag gehabt. Vormittag war ich mit der Gräfin Bánffy im Concert, da hat die Fräulein Sallamon geſpielt, die hat mir gar gut gefallen, nach dem Concert bin ich mit der Gräfin Bánffy und mit der Gräfin Fuhs zur Frau vom Miniſter Kolowrat gefahren, da habe ich viele Bilder geſehen auch waren zwei Paperln da, die können aber nicht ſo gut reden als wie der Gräfin Franz Eſterházy ihr Paperl, der kann es viel beſer, Von der Gräfin Kolowrat bin ich mit der Gräfin zu der Gräfin Franz Eſterházy zum ſpeiſen gefahren, da war auch die Fräulein Sallamon und die hat den ganzen Nachmittag Klavier ge-

spielt, bis um 7 Uhr Abends dann bin ich mit der Gräfin Louis Eſterházy in's Theater gegangen, da war die Straniera wiſen ſie liebe Mutter, was ich ſchon mit dem Vater in Hermannſtadt geſehen habe, die Sofie war auch mit. Ich hab dem Vater ſchon ſehr viele Briefe geſchrieben und ich ſchreibe ihm dieſmal nichts. Liebe Mutter, wie geht es Ihnen ſind ſie geſund? Ich würde mich ſo freuen, wenn Sie mir auch einmal ſchreiben möchten. Ich hab eine ſo gern die heißt Peppi. Leben Sie wohl liebe Mutter

Karl Filtſch.

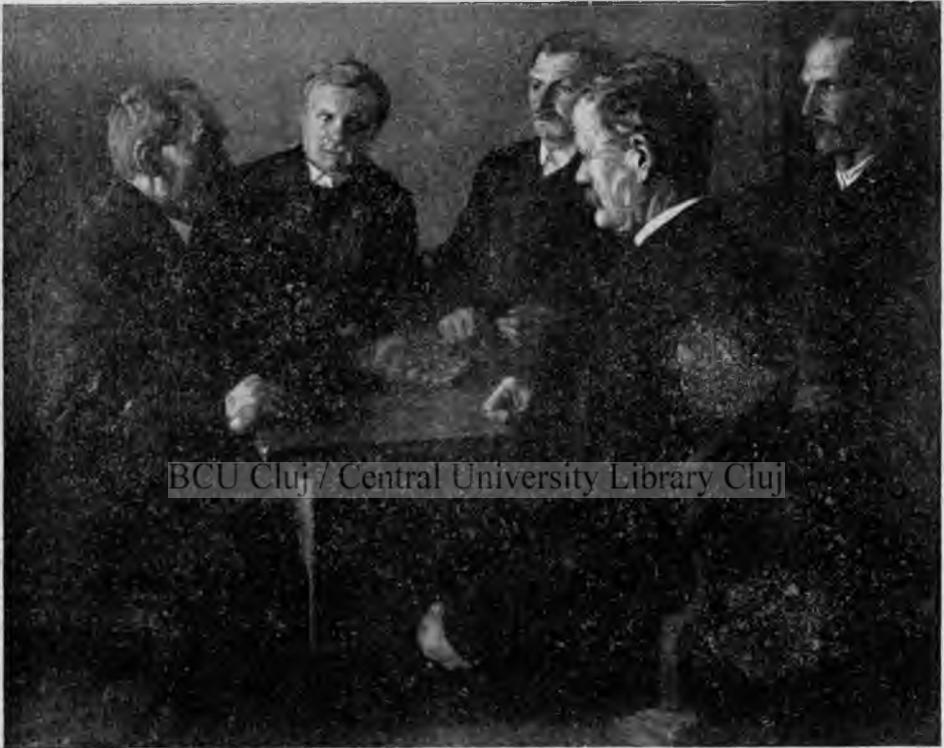
Noch etwas, ich und die Gräfin Louis Eſterházy, wir haben uns ſehr gern, ich gehe ſehr oft zu ihr und mit ihr ins Theater, auch war ich mit ihr in einer Geſellſchaft in der Krügerſtraße. Die kleine Toni hab' ich ſehr gern, lieber noch als meine Freundin Wellmann Guſti, denn die Toni iſt hübscher als die Guſti, mir iſt ſehr leid, daß die Gräfin Louis wegriſt nach Preßburg, denn dann werde ich nicht mehr ſo oft in's Theater kommen. Liebe Mutter das habe ich für den Vater geſchrieben, damit er auch ſich freuen kann.

Nun leben ſie wohl liebe Mutter ich küſſe Ihnen die Hände.

Euer dankbarer Sohn
Karl Filtſch.

(Fortſetzung folgt.)





BCU Cluj / Central University Library Cluj

Eduard Morres

Bauernberatung



Eduard Morres

Frühlingslandschaft.

Der Schleier des Glücks / Ein Märchen

Von Julius Drafer

„Nimm, Beate, diesen Schleier! Trage ihn immerfort auf deinem Herzen, so wirst du glücklich sein.“

Mehr konnte Beates Mutter nicht sagen, denn der Tod kam plötzlich über sie und machte ihren Mund verstummen.

Beate aber hatte noch niemanden sterben sehen; darum redete sie die Mutter frischweg an, als ob sie noch lebend wäre: „Sag mir doch, liebe Mutter,“ sprach sie, „wie bindet man den Schleier auf das Herz?“

Gespannt horchte Beate, was die Mutter raten werde. Umsonst, sie antwortete nicht. Neugierig blickte Beate zu ihr auf. Plötzlich merkte sie, die Lippen schwiegen und rührten sich nicht, blaß und bleich starrte das Antlitz sie an, ganz so wie die Köpfe auf den Steinbildern, die sie auf dem Friedhof gesehen hatte. Sie erschrak heftig, als sie daran sich erinnerte. Angstlich neigte sie sich über das fahle, kalte Angeficht, indem sie laut und immer lauter rief: „Mutter — warum sprichst du nicht? Warum antwortest du nicht? Was bist du so still? Ach nur ein Wort, hörst du nicht? Nur ein Wort! Bitte, bitte! Was tat ich denn, daß du schweigst?“

Beate lauschte eine Weile. Nichts regte sich. Im Grabe müßte es so sein, dachte sie. Nur ihr Herzchen schlug rasch und rege, als wollte es aus der Brust herausklopfen und munter auf dem Boden weiterhüpfen. Zögernd faßte sie nach der Hand der Mutter, wie sie stets getan, wenn sie Angst spürte. Diesmal aber ach, die Hand, sie fühlte sich so eisig an, nicht warm wie früher; sie blieb weiß und gelb, gleich dem Wachsstück in dem Wandschrank, durch das man Zwirnsfäden hin und her zog. Ein Frösteln lief ihr

schauernnd durch den Arm zum Kopf den Rücken hinab bis zu den Zehen, selbst nachher, als sie die tote Hand wieder fallen ließ und nicht mehr zwischen ihren Fingern fühlte. Erst wollte sie davonlaufen, um Hilfe schreien, jemanden herbeirufen. Indessen, sie stand wie angewurzelt, wie gelähmt und starrte die Mutter an.

Da, jählings zwar, doch lind und leise stach es sie ins Herz. Gleich ward's ihr auch im Köpfchen helle, als hätte irgendwer ein Kerzlein darinnen angezündet. Das Lichtlein flimmerte und wisperte und flüsterte: „Wisse, Beate, deine Mutter starb. Nie und nimmer kannst du sie wieder lebendig machen. Ja, ja, sie ist für immer tot. Du kannst fragen, bitten, rufen, schreien, soviel du willst, sie hört dich nicht und schweigt und schweigt. Wer wird dich morgens aus dem Polsterbettchen heben? Wer dich waschen, wer dir die Haare kämmen? Wer dich anziehen und die Kleider nähen? Suppe kochen und zu essen geben? Nackt und barfuß mußt du gehen, Hunger leiden, vor den Türen betteln.“

Solchermaßen grausam tat das Lichtlein. „Wart nur, nur ein Weilchen, du armes kleines Mädchen,“ dachte eine Träne, „ich helfe dir,“ stieg herauf und löschte flugs das Lichtlein aus. Sogleich kamen ihrer immer mehr, reiheten sich in lauem Fließen eine an die andere, quollen bald reicher hervor und rannen aus den Augen fort und fort, tröpfelten wie zwei liebe warme Brünnelein. Lange, recht lange brauchten die guten Zähren, bis sie Kummer und Bitterniß, all Pein und Schmerz, so vom schlimmen Lichtlein rührten, Beaten aus dem Herzen wuschen. Unaufhörlich weinte sie, schluchzte sie vor sich hin, nur

allmählich ward ihr leichter. Einige Male blickte sie zur Mutter hin, still und friedlich, ohne Weh. Auf dem Bettrand lag der Schleier. Fast hätte sie darauf verzessen, und auch auf die Worte, welche die Mutter dazu gesprochen hatte. Sie nahm ihn zur Hand, wendete ihn hin und her, betrachtete ihn näher, bald ferner, und merkte mehr und mehr, wie schön er war.

Dabei wurde ihr so andächtig zumute, wie damals, als sie mit der Mutter früh auf den hohen Berg gestiegen war, und die Sonne langsam emporglühete. Wahrhaftig, der Schleier leuchtete, ein purpurn Stückchen Zeug, wie mit der Schere aus dem Morgenrot geschnitten. Darinnen glitzerten und flimmerten silbern eingestückte Sternchen, sichelten, daß Beate vor Vergnügen schier kicherte. Sie hoben sich von einem zart darüber gewirkten, dunklen Gewebe ab, in dem helle Perlen eingesponnen lagen. War das nicht der Trauerschleier, den die Mutter einst getragen hatte? Glichen die Perlen darin nicht den Tränen, die die Mutter geweint hatte, wenn vom Vater die Rede war? Nur rannen sie nicht, sie standen still wie Reiskügelchen. Es fehlte nicht viel, und Beates Tränenbrünnlein wären wieder geflossen. Rechtzeitig noch regten sich einige Weilchen, die hier und dort versteckt in Falten des Schleiers schlummerten, rieben sich schlaftrunken die blauen Auglein, guckten neugierig zu Beate hin, die alsbald aufs Weinen vergaß. Gar lieblich waren sie anzuschauen, ganz wie die wirklichen Weilchen im winterblaffen Grase an den Hecken, zur Osterzeit, wenn der Hase die bunten Eier legt. „Wie schön die Weilchen sind, und die Sterne, und das Morgenrot!“ jubelte Beate und patzte lustig in die Hände. „Er gehört doch mir, von der Mutter,“ jauchzte sie. „Gleich tue ich, wie sie gesagt hat, und lege ihn aufs Herz.“ Hastig knöpfelte sie

ihr Leibchen auf, legte das Hemdchen frei und fühlte mit beiden Händchen, wo ihr Herze klopfte. Leicht fand sie es; zuvor noch hatte es so wild an ihre Brust gepocht, daß sie ihr Leben lang die Stelle nicht vergessen mochte. Sorgsam glättete sie den Schleier und legte ihn behutsam auf das Herz.

Hoppele, hopp! Was war das? Beate fühlte, sie stand nicht mehr am Boden. Wahrhaftig, es nahm ihr fast den Atem, sie flog aufwärts in die Luft, als läge sie einem Wirbelwind im Schoß. Gar bald aber schien es ihr, sie säße auf einer lustigen Schaukel, mit dem Antlitze gen Himmel gefehrt. Niemals noch hatte ihr etwas so gut gefallen. Eben wollte sie jauchzen: „Höher, noch höher, ein bißchen nur, gleich, bald rühre ich mit den Füßchen an die Himmelsdecke und fliege mitten in den blauen Saal hinein.“

Indessen, wie seltsam! Ehe man zwei zählen konnte, glitt Beate sanft auf einem weichen, grasigen Abhang nieder, hinunter in einen wunderschönen Garten, desgleichen sie weder gesehen noch geträumt hatte. Soweit sie auch schauen mochte, rundum stand alles in prangendem Blühen; am auffälligsten inmitten des Gartens ein großer, mächtiger Baum, dessen Zweige hingen über und über geschmückt mit schneeweiß schimmernden Blüentraubchen, so dicht und üppig, daß man kaum noch grüne Blätter daran sah. Die tausend und abermals tausend Blustbecherchen gossen unaufhörlich ihr heraufschendes Getränk, den wonnigen, wohligen Duffhauch, in den Garten. Die Luft war schwer und voll davon. Den Baum umschwärmten bis in die Spitze hinauf, emsig und trunken vor Lust, Bienen jeglicher Art, große und kleine, und spannen von Blüte zu Blüte ein langgezogenes Summen, gleich dem Nachton einer verhallenden Glocke. Beate horchte und horchte. Auch sah sie dem

Spiele der Bienen zu. Eine besonders muntere faßte sie näher ins Auge, verlor sie aber bald im Schwirren der übrigen. Neugierig folgte sie mit achtsameren Blicken einer anderen und beobachtete, wie sie wählerisch Blüte um Blüte umkreiste, als spähe sie, wo die Schönste und Reichste zu finden sei. Dann erst flog sie auf eine zitternde Blüte nieder, schmiegte sich zart an, indem sie darauf hin und her schaukelte und den Kelch tief innen rührig mit den flinken Beinchen umflog. „Bienenchen, tust du der winzigen Blüte auch gar nicht weh?“ hätte Beate gerne gefragt. Da regte es die zarten Flügelchen und schoß schnurstracks vom Baume davon. „Ja, wenn man Flügel hätte“, dachte Beate, „wie leicht könnte man zu den Blumen kommen. Jedoch, ich bin zu klein, ich reiche nicht hinauf“. Sie begann, je begehrender sie zu den Blüten hinausblickte, um so ärgerlicher zu werden, fast hätte sie geknauft. Da spannte der Schleier über dem Herzen. Beate verstand sogleich, was das zu bedeuten habe. „Gut denn“, meinte sie, „ich warte, bis ich größer bin.“ Das war leichter gesagt, als getan. Sie konnte gar nicht wegsehen, wenn sie gleich gewollt hätte. „Wie schön sie sind“, begann eine Stimme in ihr zu flüstern, „wenn ich wenigstens einen von den unteren Zweigen erlangen könnte, um ihn der Mutter aus dem Grab zu legen“. Wieder spannte der Schleier, diesmal noch stärker. Allsogleich wandte sich Beate weg, sie fühlte, was das hieß. „Nein, nein“, sprach es ganz deutlich in ihr, „ich darf mir die Blumen nicht wünschen. Wozu auch? Ich finde andere ohne Zahl im Gras unter den Hecken, auf den Sträuchern, beide Arme voll.“

Schon wollte sie eilen, um behende ein Maßliebchen zu pflücken, als der Blütenbaum sich neigte, tiefer, und immer tiefer von oben nach unten. Beate stand vor

Verwunderung fast der Atem stille, sie fürchtete, der Baum könne umfallen und sie treffen. Allein er blieb ganz unbekümmert in gebückter Haltung stehen, nachdem er sich zunächst dreimal ehrerbietig vor Beate verbeugt hatte. Sie ging näher an den lustigen Riesenbaum heran, steckte ihr Gesichtchen in die Blüentrauben, die sie nunmehr bequem reichte, und wühlte mit dem Näschen darin herum. Ihr Entzücken kannte keine Grenzen. Bald hier, bald dort, bald höher, bald tiefer roch sie den betäubend süßen Duft wie an einem Strauß. Alle Zweige, welche sie gerade mochte, mitsamt dem Wipfel neigten sich ihrem Wunsche und Willen. Sie brach davon nach Herzenslust, welche und wieviele ihr gefielen, nahm sie in die Arme und sprach: „Habe Dank, du lieber guter Baum, für den Strauß, den du mir gabst.“ Sofort verneigte sich der Baum dreimal vor Beate und stellte sich wieder so auf, wie er früher gestanden hatte.

Beate pflückte nun auch aus dem Grase und von den Beeten rote, blaue Blumen, dann wieder gelbe und weißgesternete, ebenso nahm sie von den Hecken und Sträuchern, was sie fand und begab sich eilends zum Grabe der Mutter, über dem die gelbgrünen Rutenbänder einer Trauerweide schwermütig herniederhingen. Der lehmige Erdhügel auf dem Grabe war noch feucht und frisch und ach, gar trostlos anzusehen. Beate legte die Blütenzweige zu unterst auf das Grab, darüber den an Hecken und Sträuchern gepflückten Strauß, obenan die zarten Blumen, die sie im Grase gefunden hatte, bis die schmutzige Erde ganz zugedeckt war. „Liebe Mutter“, sprach Beate, „wenn du auch tot bist, ich vergesse dich nie und nimmer. Dein Grab will ich pflegen und schmücken, so schön soll es werden wie der Schleier des Glücks, den ich trage, wie du mich geheißsen hast. Seither peinigen mich die Schmerzen über deinen Tod nicht mehr.“

Schlafe ruhig in deinem Grabe, liebe Mutter, der Schleier schützt mich.“ Noch einmal glitten Beates Blicke zufrieden über die schön gelegte Blütendecke hin, dann gelangte sie durch den Torausgang des Friedhofs an das Ende der Stadt, wo regellos durcheinander, vereinzelt und in Gruppen, kleine niedere Häuschen standen.

Ein Weilchen blieb sie stehen — dann lief sie hurtig weiter. Sie hatte nämlich klägliche Laute vernommen, so als ob ein Tier gequält würde. Bald sah sie eine Schar wüster Buben um einen Baum herumstehen und hörte gut, was einer schrie: „Soso, zieh die Schnur fest an, sonst entwischt sie dir.“ „Keine Angst! Die miaut nicht mehr lange. Noch den Knoten in den Schwanz, dann kanns losgehen.“ Das Käzchen, ein wehrloses Tierchen, freischte erbärmlich, herzzerreißend. Einer der Rangen zerrte es zum Ergötzen der anderen, die johlend folgten, an einer Schnur hinter sich her. Lachend und brüllend banden sie das unschuldige Geschöpf an den Baumstamm fest. Der Anstifter befahl: „Auf zwanzig Schritte aufgestellt! Der Reihe nach darf jeder einmal werfen, solange, bis die Raze verreckt.“ Hierauf raffte jeder der Buben Steinstücke vom Boden, soviel die Taschen fassen konnten, und nun fingen sie an zu werfen. Vergeblich riß das Käzchen sich beinahe den Hals aus, um der Quälerei zu entrinnen, umsonst wagte es Angstsprünge auf den Baum hinauf, die unnachgiebige Schnur riß es gleich wieder zurück. Nach jedem mißglückten Versuch zu entkommen gröhlten die Bengel vor Vergnügen. Endlich verbarg sich das Käzchen, indem es sich an den von den Buben nicht gesehenen Teil des Stammes hinkruppte. „Ei, seht das schlaue Biest,“ rief einer, „stellt euch im Kreis auf, schmeißt zu, wie es kommt, lang lebt sie nimmer.“

Ehe das geschah, lief Beate sorglos

auf das geängstete Tierchen zu, hob es in den Arm, streichelte, besänftigte fortwährend: „Sie haben dich gequält. Ich beschütze dich. Nichts mehr darf man dir zuleide tun.“ „Die Raze her!“ zürnte der Rädelsführer, „sonst werfen wir auf dich.“ „Werft! Ich lasse sie nicht,“ erwiderte liebevoll Beate. Da schämten sich die Jungen, warfen die Steine weg und gingen ihres Weges.

Das Käzchen schmiegte sich unterdessen immer zutraulicher an Beate, hob den Rücken zu einem krummen Buckel, schob sich streichelnd ihr an Kinn und Wangen und spann dankbar eine Freudeweise. So rasch vergaß es bei Beate auf die Todesgefahr, die ihm kurz vorher gedroht hatte. „Ich nehme dich mit,“ sagte sie, „du sollst bei uns hübsch Mäuse fangen und Milch aus dem Teller lecken.“ Lustig knurrte das Käzchen, als es so lieblich reden hörte, und dachte: „Befäm ich den Mäusekönig mitamt seinem Reich zum Frühstück, ich trennte mich nicht von ihr.“

Beate bog in ein enges Gäßchen ein, wo eine alte Frau sie ankeifte: „Willst du das Käzchen gleich hergeben, Diebin du! Stehlen möchtest du's, hähä, mitnehmen. Laß es los, sonst fahre ich dir mit dem Rutenbesen ins Gesicht.“ „Euch gehört das Käzchen?“ entgegnete Beate, „hier, nehmt, nichts ist ihm geschehen, obwohl die Buben es totwerfen wollten.“ Die Alte, die am Gartenzaune lehnte, nahm es aus Beates Hand. Sie wunderte sich nicht wenig über das schöne Mädchen und hätte sich gerne an dem Sonnenschein ihrer Augen gewärmt, ein Weilchen wenigstens. Darum sprach sie: „Komm herein, dort beim Gassentürchen. Ich sperre dir gleich auf, der Riegel ist vorgeschoben. Heutzutage muß man achtgeben, sonst schleichen sich Diebe ins Haus. Früher waren die Leute besser. Um Mitternacht, der Mond schien, sah ich vom Bette den

Kürbis noch am Lattengeländer hängen. Gegen Morgen muß ich eingeknickt sein, sonst hätte ich merken müssen, daß man ihn stiehlt. So, mein Kind, nur herein.“

Beate tat, wie geheißen. Inzwischen hatte die Alte das Käzchen am Nacken gepackt, indem sie schalt: „Du läufst mir nicht mehr fort, in die Kammer sperr ich dich ein. Nicht einmal sonnen darfst du dich fürderhin im Hofe.“ Sie machte die Tür zur Kammer auf und warf das Käzchen ins Dunkle. Dies machte eiligst kehrt, streckte die Schnauze beim Türspalt heraus und wäre am liebsten gleich auf Beates Arm gesprungen. Ärgerlich schob die Alte es mit dem Fuß zurück. Es miaute jämmerlich, eigentlich bemühte es sich „Beate“ zu rufen. Beate verstand sehr gut, was das Käzchen meinte. Gerne hätte sie ihm geholfen, aber die Alte sah sehr garstig drein.

Als sie die Katze in der Kammer wußte, ward sie freundlicher und fragte: „Wie heißt man dich, mein Kind?“ „Beate,“ erwiderte das Mädchen. „Gut, gut. Auch ich hatte ein Töchterchen. Es starb mir, eben als es war wie du. Der Arzt hatte nicht gleich kommen können. Tritt ein.“

Beate folgte der Alten in die Stube. Dort roch es recht sonderbar, ähnlich wie im Herbst, wenn Blätter und Kräuter im Walde und an Hecken verwesen. Auf dem Fensterbrett dufteten in einer Blumenkiste Rosmarinsträucher und Resedenstengel. Beate lief zu ihnen hin und merkte sogleich, daß die Erde, in der sie standen, unbegossen, hart und trocken war. Eilends griff sie nach einem Töpfchen, sprang zum Brunnen, schöpfte es voll, war auch schon zurück, bespritzte die Blätter der lechzenden Pflanzen mit der Hand und leerte das übrige Wasser in die Erde zu den Wurzeln hinab. Mittlerweile hatte die Alte den Speiseschrank geöffnet und daraus ein Stück Kuchen hervorgeholt. „Bist ein

gutes Kind,“ sprach sie, „du hast mir das Käzchen gebracht und die Blumen begossen, du sollst deinen Lohn haben. Hier, nimm.“ Beate dankte für den Kuchen und ging. Als sie schon im Hofe war, rief ihr die Alte nach: „Beate, komm wieder, die Blumen begießen, mir fällt das Rücken schwer.“

Beate hörte davon nichts mehr, denn sie biß eben in den eiergelben Kuchen, der vortrefflich schmeckte.

Neugierig guckten die Tauben vom Dache und hatten erspäht, daß einige Brosamen vom Kuchen abgebröckelt waren und verlockend am Boden lagen. Gru, gru, gru, gru, gru schwirrte es durch die Luft. Eine Taube ließ sich im Hofe nieder, näherte sich den Brosamen, ohne zu wagen, sie aufzupicken. Sie trippelte drum herum, scheute aber mit ängstigem Flügelschlag vor Beate zurück. Gru, gru, grugrugrugru, die Tauben schwärmten allesamt vom Dache nieder, denn Beate streute unausgeseht vom süßen Kuchen umher, den sie freigebig zerbröckelte. Hin und wieder hüpften zwei Tauben zugleich auf denselben Brocken los, wobei sie mit den Köpfchen zusammenstießen, so daß Beate hell auflachte und an die Stelle immer mehr zuwarf. Alle liefen sogleich dahin in einem dichten Knäuel zusammen, und es war lustig anzusehen, wie Schnäbel und Köpfchen durcheinander in ein erregtes Gewirr gerieten.

„Wie fein wäre das,“ dachte Beate, „wenn die Tauben mir auch draußen folgen wollten.“ Flugs sprang sie hinaus auf die Gasse und rief: „Gru, gru, gru ihr Täubchen, fliegt mit, fliegt mit!“ Da hoben sich die Tauben behende und flogen über den Zaun Beate nach. Sie warf ihnen das Letzte vom Kuchen auf den Weg und sprach: „Fertig! Nichts mehr, bis zum nächstenmal!“ Raum hatte der Täuberich diese Worte vernommen, als er Beate auf die Schulter flog, sich

dreimal gehorsamt mit dem Schnabel verneigte, um Beate feierlichst den Dank abzustatten für das süße Futter, das niemand vom ganzen Taubengeschlecht bisher gekannt hatte. Des freute sich Beate gar sehr, streckte die Hände aus und rief: „Zu mir, zu mir!“ Ohne Besinnen setzten sie sich Beate auf Schultern, Arme, Hände und Finger, oben auf ihrem Kopfe aber machte sich der Täuberich breit. Sie schaukelte die Arme sachte auf und ab, hopfte mitunter auch vor Vergnügen, dennoch — die zutraulichen Tierchen fühlten sich bei ihr so sicher wie oben auf dem Kirchturmdache. Plötzlich drehte sich Beate einige Male im Kreise rundum, tat einen Sprung vorwärts und jubelte: „Fangt mich, fangt mich!“ Grugrugrugruuh schwirrte und schwärmte es rauschend um Beate, die hurtig vorausrannte. Wie eine Wolke aus lauter Flügeln hüllten sie das jauchzende Mädchen ein. Auf einmal, als hätte ein Habicht sie gescheucht, machten sie kehrt und stoben davon.

Regina hatte leider gemerkt, wie Beate herangelaufen kam und wie sehr ihr die Tauben zugetan waren. Sofort brach sie das Spiel mit den Freundinnen ab und schleuderte den Ball, der gerade in ihren Händen war, auf die Tauben, schwang die Arme gegen sie und kreischte häßlich: „Häsch, husch, häsch nach Hause!“

Atemlos, mit geröteten Wangen blieb Beate stehen und sah den aufgeschreckten Tauben nach. Dann sprach sie: „Die lieben Täubchen. Wie schade, Regina, daß du sie verjagt hast. Wir hätten so artig mit ihnen weiterspielen können.“ „Jawohl, Regina“, riefen nun die anderen Mädchen durcheinander, wie es gerade kam, „auch das Ballspiel hast du gestört!“ Regina greinte unwirsch: „Was kümmert mich Beate? Was scher ich mich um euch? Ich tue, was ich will, ob es euch gefällt oder nicht.“ „Jetzt wisse, Regina“, begann die eine, „daß ich dich nicht zur Maien-

königin wähle, trotz des Zuckerbrotes das du mir versprochen hast.“ „Ich auch nicht“, sprach eine zweite, „behalte ruhig deinen Ball, meine Stimme bekommst du nie und nimmer.“ „Meine auch nicht, meine ebenfalls nicht“, riefen die anderen, „obwohl du uns mit Gebäck und Mandeln hast verlocken wollen.“ „Kommt“, sprach eine, „wir wählen Beate jetzt gleich zur Maienkönigin.“

Regina erblaßte vor Schrecken. Sie schlich vom Rasenplatz, auf dem sie eben gespielt hatten, tief in das Gebüsch des Parkes hinein und sann nach, wie sie Beate den Rang ablaufen könne. Neidisch spähte sie durch die Zweige und sah auch schon, wie die Mädchen um Beate einen Kreis schlossen und einen vergnügten Reigen anfangen, indem sie bald näher bald ferner von Beate, die in der Mitte stand, stets mit Zeichen unterkennbarer Huldigung rundherum tanzten. Eine rief: „Kommt, laßt uns Blumen zur Maienkrone pflücken!“ Sogleich lösten sich die Hände aus dem Kreis. Hurtig eilte die eine hierhin, die andere dorthin, jede bemüht, möglichst schöne und viele Blumen zu finden. Nur Beate blieb still und würdig zurück, wie es der Königin geziemte.

Die bössartige Regina merkte wohl, daß sie verspielt hatte; dafür wollte sie jetzt wenigstens Beate die Freude trüben. Höhnisch nörgelte sie, während sie näher kam: „Du willst Maienkönigin sein, du Beate? Du hast ja gar kein Kleid. Mir hat meine Mutter eins nähen lassen. Aber du? — Du hast nicht einmal eine Mutter. Du wirst morgen am Feste einem Bettlerkinde ähnlich sehen. Wenn es nur regnen sollte! Das wünschte ich dir! Ich komme nicht zum Reigen, wenn solch eine wie du Maienkönigin sein will.“ Schmerzlich empfand Beate den Stachel dieser Worte. Sie fühlte, als ob ihr Herz dadurch einwärts gedrückt würde. Doch der Schleier, der wachsam darüber

lag, hielt es am rechten Fleck, so daß sie ruhig sprach: „Regina, du willst Maienfönigin werden. Ich sage es den Freundinnen, sie mögen dich wählen.“ Daß hätte Regina freilich gerne gewünscht. Aber sie wußte, es würde niemals geschehen, und lief spornstreichs nach Hause, beschämt und geärgert über Beates freundliche Worte. Weinend klagte sie ihrer Mutter: „Siehst du, ich hab's ja gewußt, sie haben Beate zur Maiensee gewählt. Wozu ist das neue Kleid jetzt nütze? O, ich Unglückliche! Wozu bin ich auf der Welt, wenn ich immer hinter Beate zurückstehen muß?“ „Undankbares Kind! So sprichst du zu deiner Mutter? Höre lieber auf meine Lehren, unverbesserliches Ding du! Warum flennst du gleich vor Mißmut, statt bei Scherz und Spaß mit den andern lustig mitzulachen?

Warum redest du spöttisch von deinen Freundinnen? Warum denkst du nur an dich und verachtest die andern? Du siehst, wie weit man damit kommt. Beate ist Maienbraut. Das hast du verdient, dir ist recht geschehen.“

Diese Reden der Mutter peitschten Regina in die Seele. Sie hätte mögen ausschreien. Verzweifelt warf sie sich in einen Stuhl, kreuzte die Arme auf dem Tisch und verbarg ihr Angesicht, wie wenn sie nie wieder etwas sehen noch hören wollte. Ein wütendes Schreiweinen überfiel sie, dazu stampfte sie heftig mit den Füßen, als wäre der Fußboden an ihrem Elend schuld. „Daß du's weißt“, kreischte sie häßlich, ohne aufzusehen, „ich komme nicht zum Waldfest.“ „Gut, bleib zu Hause“, erwiderte die Mutter und ging ihrer Arbeit nach.

(Fortsetzung folgt.)

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Schmerz und Trost

Dies ist das Schwerste, was ein Mensch erfuhr:
Wie seines Seins geheimnisvolle Spur
gefurcht von Urreltern Zeiten her
vor ihm verläuft nach ehernem Gebot —
und keine Macht erlöst ihn dieser Not,
daß er trotz heißem Wunsch nach Sturm und Meer,
trotz Lust und Drang nach Wald und Stern und Berg
wird hoffnungslos durch flachen Sand getrieben
und muß die Größe als ein Zwerg
und muß den Reichtum als ein Bettler lieben.

Und dies das Tiefste, was ein Mensch erfuhr:
Daß um ihn lebt und webt und wirkt Natur
in unerschöpflich urgewalt'ger Kraft
und ruht und schafft —
und ob es ihn in seinem Tiefsten traf,
sein Schmerz ist böser Traum nur, schwerer Schlaf,
den sie sich lächelnd aus den Wimpern streicht,
weil ihrem Tagewerke zugeneigt
sie Kampf und Glück nur, heißes Element,
und dann die große Ruhe kennt.

Karl Bernbard.

Kulturfragen

Das Denken des Juristen

Von Dr. Karl Hoch

Der Verfasser ist ein ausgesprochener Gegner aller Standes- und Berufs-eifersüchteleien. Unter sie gehören auch die des Fakultätsstandpunktes unter den akademisch Vorgebildeten, wie wir sie auch in unserer Mitte häufig finden. Sie bewegen sich oft auf jener Scheidewand zwischen Scherz und Ernst, die nicht immer so ungefährlich ist, als sie nach der äußeren Scherzform erscheinen will. Trotz entschiedener Ablehnung dieser Eifersüchteleien will im nachstehenden dem eigenartigen Geistesgepräge nachgegangen werden, das Berufs-tätigkeit und Vorbildung dem Berufszugehörigen aufdrücken. Es trägt zum Gesamtgepräge jedes Einzelnen jedenfalls einen wesentlichen Teil bei, hilft also dazu, scharf ausgeprägte Eigenarten herauszubilden und damit das gesamte Volksleben zu bereichern.

Vom eigenartigen Denken des Juristen soll die Rede sein, inwieweit es durch die Berufstätigkeit oder die Vorbildung seines Trägers bestimmt ist.

Im voraus sei bemerkt, daß es sich verschieden gestaltet, je nachdem die erstere oder die letztere der vor allem bestimmende Faktor ist.

Die praktische Berufstätigkeit des Juristen erstreckt sich vor allem auf äußere Lebensgüter. Naturgemäß wird der unmittelbaren Gemütsregung gegenüber der Blick für die zwingende Gewalt der harten Tatsachenwelt geschärft. Der vor allem durch seine praktische Tätigkeit innerlich bestimmte Jurist ist demnach in erhöhtem Maße Zweckmäßigkeitsmensch. Wie auch sonstwie jede hervorstechende Eigenschaft ihr Zerrbild hat, so erzeugt

hier die Übertreibung der erwähnten Geistesrichtung eine harte Gleichgiltigkeit gegen Dinge des Innenlebens. Ihr erscheint vor allem die Befassung mit Weltanschauungsfragen als müßige Zeitvergeudung. Im Mediziner und ebenso vielfach im Techniker wirkt seine naturwissenschaftliche Vorbildung, wenn er auch noch so sehr Praktiker ist, fast durchgängig so stark, daß er eben in Weltanschauungsfragen einen sehr scharf ausgeprägten Standpunkt einnimmt. Wohin dieser Standpunkt immer gehen mag und ob der Träger sich dessen bewußt ist oder nicht, ruht er immer auf einem zweifellosen Interesse an Dingen, die über die Erscheinungswelt hinausgehen. Beim Theologen versteht sich das Interesse an Dingen jenseits der Erscheinungswelt von selbst. Der Jurist, von dem wir eben sprachen, kümmert sich ausschließlich nur um Dinge der Erscheinungswelt. Pilatus war das Urbild dieser Ausgabe von Fakultäts-genossen.

Anders wird das juristische Denken bestimmt, wenn die Vorbildung, die juristische Geistes-schulung sein wesentlich bestimmender Faktor ist.

Nach einer Richtung freilich wirken praktische Berufstätigkeit und Vorbildung gleichmäßig. Das Rechtsleben ist der Ordnung der äußeren Lebensgüter bestimmt. Dadurch ergibt sich der rein gegenständliche Zug im gesamten juristischen Denken. Es erhält etwas Kaltes, Unpersönliches. Dieses wird in gewissem Sinne noch erhöht, wo es durch die Vorbildung bestimmt ist. Der praktische Jurist ist, wie erwähnt, vor allem Zweck-

mäßigkeitsmensch. Der Begriff der Zweckmäßigkeit schließt aber immerhin die Bezugnahme auf die persönlichen Ziele in sich. Auch die Rechtsordnung wird hier einfach ein Mittel zum Zweck. Ob gewollt oder nicht gewollt, paßt sich die Rechtsinterpretation den Augenblickswünschen an. Der Jurist „an sich“ hingegen — wenn die Bezeichnung zulässig ist — ist sich beim Rechtserkennen immer dessen bewußt, daß es das Erkennen eines fremden Willens ist; des Willens: der unpersönlichen Rechtsordnung. Er sagt sich, daß wir diesen zu erfassen und uns dabei weder um unsere subjektive Gefühlswelt, noch um unser persönliches Interesse zu kümmern haben. Juristisches Denken in diesem Sinne des Wortes setzt demnach die Fähigkeit voraus, in fremdes Denken eingehen zu können und erzieht diese Fähigkeit.

Ist sie anerzogen, so wird sie beim Rechtsgebiet nicht stehen bleiben, sie wird sich in die Fähigkeit umsetzen, auch auf anderen Gebieten gegenständlich denken, sich in fremde Eigenart hineinfinden zu können.

Wer wollte es in Abrede stellen, daß die Fähigkeit objektiv zu sein, auch praktisch unumgänglich ist, daß wir sie insbesondere im öffentlichen Leben ungemein nötig haben, um eine Verständigung zum mindesten da zu erzielen, wo sie erzielbar ist? Im Meinungsstreite fragt sich der gegenständlich Denkende vorerst: „Was will der andere wirklich? Wie hängt seine ganze Denkungsweise zusammen?“ Er will ihn weder absichtlich gut, noch will er ihn absichtlich schlecht machen. Wenn er in etwas mit den anderen nicht übereinstimmt, sei es auch etwas, was für ihn selbst sittlich ungemein hoch steht, so erachtet er es für keinen Grund, jenem alles denkbar Schlechte zuzumuten, d. i. alle jene Eigenschaften und Gedankengänge, die er selbst

nach seiner Eigenart verwirft. Ebenso wird er es vermeiden, deshalb, weil er in einigen Dingen mit dem anderen übereinstimmt, ihn bedingungslos unter die „Gutgesinnten“ zu zählen. Er wird sich auch ihm gegenüber dessen bewußt bleiben, daß auch die Sittlichkeitswerte bei den verschiedenen Einzelgeschöpfen verschieden sind. Er wird nicht kurzerhand annehmen, daß die Sittlichkeit des anderen dieselbe sei, wie seine eigene. Das bewahrt ihn vor Enttäuschung, wenn er bei Leuten, zu denen er sich sonstwie bekennt, eine Gabelung von seinem eigenen Denken und Fühlen bemerkt. In einem Wort- oder Zeitungsstreit wird sich der gegenständlich Denkende vor allem hüten, die Meinung des Gegners zu verzerren und dann gegen die verzernte Meinung anzukämpfen. Er wird sie zuerst wohl zu erfassen suchen, im Zweifel lieber das menschlich Begreifliche als das Unbegreifliche annehmen, um das wirklich herauszufinden, gegen was es sich verlohnt anzukämpfen. Es gibt ihm geradezu nichts Anziehenderes, als eine fremde Eigenart mit tunlichster Genauigkeit zu erfassen. Die schwerste Anforderung an Objektives Denken ist es, sich in die Eigenart des anderen hineinzufinden, der selbst nichts weniger als objektiv ist.

Freilich Objektivität ist gut, solange sie nicht mit dem Verlust der eigenen Subjektivität verbunden ist, solange die Fähigkeit, sich in fremdes Seelenleben hineinzuleben, uns nicht vergessen macht, daß wir nur auf Besuch weilen, solange wir nicht unser eigenes Denken und Fühlen durch das des andern austauschen lassen.

Weiterhin. Das eigentlichsste Kennzeichen juristischen Denkens ist die Beherrschung der juristischen Dogmatik. Das schließt die Gefahr in sich, für Dogmen, d. i. festgeprägte Anschauungsweisen, die

mir andere vorschreiben, zugänglich zu sein auch da, wo ich auf meine Innenwelt nicht verzichten darf. Deshalb gelten Leute unserer Fakultät auch vielfach als die gefährlichsten kirchlich Orthodoxen. Was aber auf die Zugänglichkeit für die kirchliche Orthodoxie zutrifft, trifft auf politischem Gebiet ebenso auf die Zugänglichkeit für Orthodoxien der verschiedensten Art zu. So auf die Zugänglichkeit für die Dogmenwelt des Liberalismus oder der Demokratie — gegebenenfalls für irgendeine fremdnationale Dogmatik — vor allem für die Dogmatik des „Zeitgeistes“.

Ich glaube aber all diesen Rehrseiten anheimzufallen, heißt doch mit der juristischen Schulung des Denkens nicht zu Ende gelangt zu sein. Denn seine Grundbedingung ist doch scharf logisches Denken. Unlogisch ist es aber, fremder Eigenart das denkbar größte Entgegenkommen entgegenzubringen, sie bis in das i-Tüpfel als berechtigt zu behandeln, auf die eigene Eigenart aber Verzicht zu leisten. Mit einem geschärften Unterscheidungsvermögen steht es im Widerspruch, den Unterschied zwischen den Erfordernissen des äußeren Zusammenlebens und einer inneren Überzeugungswelt nicht zu machen. Nur auf einem logischen Denkfehler kann jene angebliche Objektivität beruhen, die die Subjektivität ihrer Rechte beraubt. Eine Inobjektivität des Denkens bürgt noch für keine starke Subjektivität im Fühlen und Handeln und wahre Objektivität kann nicht zur Verleugnung der eigenen Subjektivität werden.

Juristische Schulung bedingt auch heute noch eine streng logische Schulung. Ein „Jurist“ ohne sie mag in einzelnen Rechtsbestimmungen bewandert sein, wie er will; er mag sehr ausgebreitete Rechtskenntnisse besitzen; als Nachschlagebuch mag er sehr gut zu verwerten sein; die Bezeichnung eines Juristen verdient er nicht.

Der unpersönliche Rechtswillen, der bestimmt ist, unser äußeres Zusammenleben zu regeln, kann diese Regelung naturgemäß nicht auf alle möglicherweise entstehenden Streitfragen erstrecken. Er kann demnach nur allgemeine Regeln für deren Schlichtung aufstellen, die es im Einzelfalle anzuwenden gilt. In der Fähigkeit, allgemeine Rechtsregeln entsprechend anzuwenden, den Einzelfall unter die Rechtsregel entsprechend unterzuordnen, besteht das juristische Denken im eigentlichen Sinne des Wortes. Es ist heute in seiner strengen unbedingten Art selbst in Juristenkreisen, sogar im Rahmen der Privat- und Strafrechtspflege vielfach sehr angefeindet. Es wird geltend gemacht, daß das Rechtsleben doch die Bestimmung habe, Zweckdienliches zu leisten und daß das Wesen und die Bedürfnisse des Einzelfalles zu mannigfaltig seien, um in das Profustesbett unbedingter Regeln eingezwängt werden zu können. Das klingt ja sehr schön und überzeugend; nur wird, glaube ich, vergessen, daß eben das Haupterfordernis des Rechtslebens: Sicherheit der Lebensverhältnisse zu bieten, verloren geht. Wenn ich auch der klarsten Gesetzesbestimmung oder der klarsten Vertragsbestimmung gegenüber, dem schwankenden Rechtsempfinden des Richters überliefert bin, dann weiß ich unmöglich, was ich tun und was ich lassen kann. Genug. Ich bin der Meinung, es empfehle sich, daß das juristische Denken nach wie vor ein haarscharf logisches Denken bleibe.

Der Jurist, dessen Geist durch diese Schulung das Gepräge erhalten hat, wird auch dieses selbstverständlich auch auf anderen Gebieten bekunden. Er wird einen unüberwindlichen Widerwillen dagegen empfinden, Vorstellungen in sich zu heherbergen, die nach irgendeiner Richtung in Widerspruch miteinander stehen; er wird dabei Widersprüche eher

herausfinden, als der logisch weniger Geschulte. Er wird auch, wenn er zu Fragen auf anderen Gebieten Stellung zu nehmen hat, vorerst fragen: „Klappt die Sache in sich?“ Denn nur, wenn das der Fall ist, kann sie wohl auch nach außen klappen? Es ist möglich, daß diese Frage das Interesse manchmal übermäßig auf sich zieht. Sie mag immerhin zu einseitigem Theoretisieren verleiten. Den Juristen, dessen Denken hauptsächlich durch sein Berufsleben bestimmt wird, haben wir oben als einseitigen Praktiker gefunden. Andererseits ist aber auch der „Bureaukrat“ vielfach einseitiger Theoretiker — dieser allerdings nicht eben in zweckdienlicher Weise.

Das In-Sich-Klappen ist dem logisch geschulten Juristen die erste Frage, der logische Aufbau der gesamten Gedankenwelt notwendigstes inneres Erfordernis. Wir sprachen oben darüber, daß der einseitig durch sein Berufsleben bestimmte Jurist allen Fragen, die über die Bedürfnisse des praktischen Lebens hinausgehen, gleichgiltig gegenüberstehe. Und zwar wird der Begriff des Praktischen sehr enge gefaßt. Völlends Welträtselfragen — stellten wir fest — stünde sein Interesse sehr ferne. Ist aber seine Geistesart vor allem durch seine Vorbildung bestimmt, so wird er es nicht unterlassen können, auch die Schlußbilanz seines gesamten Denkens zu ziehen und diese heißt — Philosophie. Sein logisches Bedürfnis wird ihn zum Befassen mit philosophischen Fragen nötigen, seine logische Schulung ihm auch bei ihrer Behandlung wertvolle Dienste leisten.

Das juristisch-logische Denken leitet seinem Wesenskern nach das Einzelne vom Allgemeinen ab. Um in der Philosophensprache zu sprechen, ist es ein deduktives. Den Gegenfüßler bildet das an die Einzelbeobachtung ansetzende „induktive“ Denken, wie es vor allem die Naturwissenschaft bestimmt. Dieser Wesenskern weist dem Juristen sogar bei der Auswahl unter den philosophischen Systemen den Weg. Er wird ihn jedenfalls vom sogenannten Empirismus, jener philosophischen Auffassung abhalten, die bei der Außenbeobachtung ansetzt.

Die Sache soll in sich klappen. Kant sagt uns, daß wir vom „Ding an sich“ nichts erfahren können, — Fichte, daß das ganze Weltbild, das ich in mir trage, nur ein Teil meines eigenen Ich ist. In weiterer Schlußfolgerung ist auch alles Naturerkennen nur als Ausbau des eigenen Ich zu werten. Was hat dann vor allem allen Philosophie für einen anderen Zweck, als mein gesamtes Erkennen in Übereinstimmung mit sich zu bringen, daß die Sache in sich klappt?

Für das praktische Leben bedürfen wir zweifellos auch des Augenmaßes dafür, wie unsere Handlungen mit den Dingen da draußen klappen. Ich glaube aber doch, daß gerade in einer Zeit, die so krasse Widersprüche in sich birgt, wie die gegenwärtige, es doch immerhin ein praktisches Bedürfnis ist, für Widersprüche Witterungsvermögen zu haben. Juristische Geistesbildung erscheint mir als ein Erziehungsmittel für dieses Witterungsvermögen.

Kritik des Tages

Künstlerische Ladenschilder. Eine anregende Bemerkung, die neulich in einem kleinen Malerkreise fiel: Wie wärs, wenn der Versuch gemacht würde, nicht nur darauf hinzuwirken, daß die Schriftenzeichnung der Laden- und anderer Schilder künstlerisch

beeinflusst werde, sondern auch bildliche Darstellungen von unseren Malern ausgeführt würden. Wie amüßant für den humorbegabten und mit der Fähigkeit das Charakteristische scharf zu erfassen, versehenen Künstler, wenn er seinen Pinsel einmal nicht an die

spärliche Palette setzte, sondern tief in den Farbtopf tauchte und dem Friseur eine ergötzliche Barbierstubenszene als Schild malte, wenn er dem Bäcker, dem Spezereiwarenhändler, dem Schnittwarenhändler, den Banken usw. genrehafte Darstellungen lieferte! Welcher Genuß für den Passanten, die humor-erfüllten Schilder auf sich wirken zu lassen, welche farbige Belebung des Straßenbildes, und nicht zuletzt welche Reklame für den Kaufmann, den Handwerker, den Industriellen selbst! (Man denke hier an die Möglichkeiten, die in den riesigen Dimensionen einer Fabrikanlage liegen).

Sport. Sportblätter- und Wettkämpfe an allen Ecken und Enden. Fußballklubs aller Schattierungen wachsen wie Pilze aus der Erde hervor, riesige bunte Plakate kündigen allwöchentlich die spannendsten Sensationen an! — Wer wollte an und für sich etwas gegen die Tatsache einwenden, daß mehrere hundert Jünglinge einer mittelgroßen Stadt ihre Freizeit alltäglich der körperlichen Ertüchtigung widmen? Wer freute sich nicht an den muskulösen, gebräunten Gestalten, die er auf den Übungsplätzen sieht? Aber das Um und Um! Das Rekord-

mäßige, der gar nicht gesund anmutende „Wettkampf“, der nicht am Fußball haften bleibt, sondern auf das gesellschaftliche, persönliche Gebiet hinübergetragen wird; das Für-Wichtignehmen von Dingen, die doch nur nebensächlich sind; all das Getue mit einer fachlichen Terminologie usw. usw. Ist das nötig? Vielleicht umfaßt der Begriff des modernen Sportes all diese Merkmale als wesentlich in sich; vielleicht ist ein reges, interessiertes Sportleben ohne diese Begleitumstände gar nicht möglich. Ja dann — dann ist es aber nicht das, was wir brauchen. Der Begriff des Wettkampfes dürfte sich immer nur auf die Leistung selbst beziehen, nie über den Rahmen des Spielplatzes hinausgetragen werden. Das Bewußtsein, daß sportliche Wettkämpfe eben ein in Harmonie sich auflösendes Spiel sind, dürfte nie verschwinden. Mens sana in corpore sano! Ausbildung von Muskeln, Training der Lunge, Rekord in Fußballstößen — das alles ist nur ein Weg zur Harmonie, die durch die Körperpflege teilweise erreicht werden kann — zur Harmonie zwischen Seele und Leib. Ist aber unser sportliches Getriebe mit Harmonie irgendwie verwandt?

L i t e r a t u r

„Das Buch vom lebendigen Gott.“ von Bo-hin-Ra, mit einer Einleitung von Gustav Meyrink. Daß der Verfasser des „Golem“ in seiner Einführung die Unpersönlichkeit oder besser Überpersönlichkeit der höchsten Weisheit betont, läßt auf ihn als den eigentlichen Hintermann des mystischen Decknamens schließen. Bei Meyrink weiß man ja niemals genau, was echt und was Pose ist; jedenfalls drängt sich diese nur allzuoft störend und anwidern in den Vordergrund und vergällt so dem Leser jeden reinen Genuß an Wahrheiten, die es gewiß wert wären, in einen etwas schlichteren und würdigeren Gewand einherzuschreiten. Die Annahme, daß auch das Pseudonym bloß den Zweck verfolgt, dem Ganzen ein möglichst geheimnisvolles Gepräge zu verleihen, scheint also berechtigt. Pose sind vor allem auch die vielen gesuchten Ausdrücke, wie „die königliche Kunst“, „der hohe Guru“, „die weiße Loge“ und manche andere, die so ziemlich alle aus dem theosophischen Vexikon

stammen, obwohl der Verfasser die Theosophie selbst verwirft. An der Autorschaft Meyrinks wird übrigens niemand zweifeln, der die Weltanschauung des „grünen Gesichtes“ oder der „Fledermäuse“ halbwegs erfaßt hat. Überall dominiert als Grundgedanke „das Umstellen der Lichter“, d. h. die Wiedergeburt im Geist, die Einkehr zum Brahman, die Auflösung im All-Einen, kurz die ins Ethische übertragene platonische Metaphysik. Die Beschreibung des zu diesem Ziel führenden Weges, wie ihn sich Bo-hin-Ra denkt, wäre allzu umfangreich, nur soviel sei bemerkt, daß die vorgeschlagene Methode im allgemeinen auf das bekannte Ohm-Sagen der Inder und der damit verbundenen Konzentration auf das Atmen als den übersinnlichen Funken im Menschen hinausläuft.

Obgleich ich persönlich der indischen und platonischen Philosophie, sowie ihrem modernen Äquivalent äußerst sympathisch gegenüberstehe, halte ich doch die schwulstige, verzahnörkelte und weihrauchumduftete Dar-

stellungsweise Meyrinks für durchaus verfehlt. So schreibt kein Philosoph, dem es mit seiner Wahrheit wirklich ernst ist, sondern eher ein Spekulant, der aus der Hand seines Schutzgeistes neben einer gehörigen Portion sehr realer Geschäftstüchtigkeit auch noch ein Quintchen intuitiver Begabung zum Geschenk erhalten hat. Der Zyniker mag sich in welches Kleid immer hüllen, und wäre es noch so idealistisch verbrämt, die Geste wird

den Sohn Abrahams verraten. Und so legt man schließlich das Buch vom lebendigen Gott ohne jeden tieferen Eindruck aus der Hand. Den verzapften Weisheiten fehlt, obgleich sie, wenigstens zum großen Teil, wirkliche Weisheiten sind, das belebende Element, der heilige Geist des ehrlichen Glaubensbekenntnisses. Man fühlt instinktiv, daß diese ganze Mystik nur gewollt und gemacht ist.

Erwin Reischer.

Theater, Musik und Vortragswesen

Schäßburger Vereins- und Kunstleben. Ein reichbewegtes Halbjahr liegt hinter uns. Es war, als wolle man nachholen, was durch Kriegsschuld veräümt worden war. Da waren Pläne zu verwirklichen, die schon vor 1914 gefaßt, Versprechungen einzulösen, die vor Jahren gegeben worden waren. Vor allem zwei Vereine haben in diesem Halbjahr offen um die Palme gerungen: der „Schäßburger Musikverein“ und der „Literarische Verein“ (früher Liebhaberbühne). Der Musikverein begann nach einem kleinen Vorpostengefecht (Sylvesterabend) bald mit einem gut angelegten, energischen Vorstoß. Brahms' „Deutsches Requiem“ wurde unter der Leitung Musikdirektor Fleischers aufgeführt. Der Erfolg war überraschend gut. Auch auswärtige Kunstkenner haben dieses neidlos festgestellt. Besonders hoch anzurechnen ist dem Musikverein diese Leistung, wenn berücksichtigt wird, daß das Werk — mit Ausnahme einer Bläsergruppe aus Kronstadt — nur durch einheimische Kräfte zustande gebracht wurde, und daß besonders der Männerchor die Kriegsjahre noch nicht ganz überwunden hat. Der gemüthliche Abend desselben Vereins, der das Vereinsjahr schloß und der Verabschiedung des früheren Vorstandes, Dr. Stenzel, und der Begrüßung des neuen, Dr. Hellmann galt, war zwar bedeutend schwächer, brachte uns aber liebe, stimmgebende Mediascher Gäste und ließ den Wunsch rege werden, Gastfahrten wieder in größerem Stile aufnehmen zu lassen.

Der „Literarische Verein“ veranstaltete eine großangelegte Faschingsunterhaltung, die auch literarisch-künstlerisch gewertet werden muß. Unter dem Schlagwort „Weltausstellung“ wurde alles aufgeboten, was an feinem Humor und nicht verletzender

Satire aufzutreiben war. Von der gleichzeitig herausgegebenen Faschingszeitung wurde vor allem die Feinheit und der sprühende Witz gerühmt.

Auch die wöchentlichen literarischen Abende nahm der Verein wieder auf. An intimeren Abenden suchten sich die Mitglieder literarisch zu bilden, öfters trat man auch mit Vorträgen, die sich eines regen Zuspuches erfreuten, an die Öffentlichkeit.

Einen Abschluß fanden diese Veranstaltungen durch einen literarischen Theaterabend, an dem nach einer Einführung Björnsons Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht“ in ansprechender Form auf die Bühne gebracht wurde.

Von den Veranstaltungen anderer Vereine, seien anerkennend hervorgehoben die Aufführung von „Heimgekehrt“ durch den Turnverein, „Dummkopf“ durch die Frauenvereine, „Verspillt“ und „Bezuelt“ durch die Vereinigung der vorstädtischen Jugend.

Besonders hervorgehoben sei, daß auch der Landwirtschaftliche Verein in den letzten Monaten seine aufklärende Arbeit im Bezirk wieder aufgenommen hat und schon auf eine reiche, fruchtbringende Arbeit zurückblicken kann.

Der unermüdete Balthesjünger Karl Scheiner hat endlich auch in Schäßburg seine Balthesausstellung veranstaltet und hat in seinen letzten Werken (Neuschäßische Möbel, Traueranzeigen und Wandmalerei mit Verwendung sächsischer Stickereimotiven) die Arbeit von Balthes dankenswert weitergeführt.

Von fremden Künstlern sind wir nicht gerade überschwemmt worden. Verdiente Anerkennung fanden die Veranstaltungen von Siegmund (Klavier), W. Czell (Vortrag), Popovicu-Boilanu, Schuller u. a.

Auch die Bauer'sche Gesellschaft hat uns diesmal eines Besuches gewürdigt. Sie war ganz da und spielte mit viel Hingebung, oft auch vor ziemlich leerem Haus. Zur Ehre Schäßburgs sei betont, daß jedes Schauspiel ein volles Haus erzielt, die Operette aber nur recht selten. Trotzdem aber überwog diese. Bisher wurde immer damit gegen das Schauspiel argumentiert, daß es das Haus nicht fülle; hier wurde der Gegenbeweis geliefert, und trotzdem blieb man bei der teilweise sehr mäßigen Operette, die beim Fehlen eines Orchesters und der nötigen Ausstattungstücke manchmal mehr als dürftig ausfiel.

Es zeigt sich auch hier, daß es unumgänglich notwendig ist, daß Theatergesellschaften nicht mehr nach eigenem Gutdünken darauf losspielen dürfen, sondern ihren Spielplan in Zukunft durch literarisch gebildete Kreise der Stadt einer strengen Zensur werden unterziehen lassen müssen. Nur unter solchen Umständen ist es zu verhindern, daß der literarisch gebildete Teil der Bevölkerung den Aufführungen fernbleibt und der Theatergesellschaft eigentlich jede Unterstützung versagt.

Wann beginnt der „Deutsche Theaterverein Groß-Rumäniens“ seine Arbeit? Wir warten auf ihn. H. B.

Bildende Kunst

Kunstaustellungen in Hermannstadt. Die Ortsgruppe „Hermannstadt“ des Sebastian Hann-Vereins hat in rascher Aufeinanderfolge drei heimische Künstler zu Wort kommen lassen: Walter Widmann, Lotte Goldschmidt und Eduard Morres.

W. Widmann war mehr interessant. Seine Kunst steckt noch in den Anfängen, wirkt sich im Übertriebenen aus und hat das Überwinden und Sichlosreißen vom Schlagwort noch nicht erkämpft. Die Mehrzahl der Bilder zeichnete sich durch kräftige, oft gewaltfam betonte Farbgebung aus, die sich bis zur förmlichen Glut steigerte, im einzelnen aber starke Gegensatz- und schöne Lichtwirkungen, tiefere Stimmungswerte und Wärme erzielte. Vielsach störte die Unruhe der oft allzusehr mißachteten Form. Indessen offenbarten sämtliche Arbeiten Kraft, Phantasie und Temperament, so daß vom Künstler gewiß Erfreuliches zu erwarten ist, sobald er sich einmal zur Ausgeglichenheit durchgerungen haben wird; daß er sie erreichen wird, verrät eine ganz aus dem Rahmen der übrigen Gemälde fallende ältere Arbeit. Vorläufig darf es nicht Wunder nehmen, wenn die volle Bewegung des künstlerischen Entwicklungsganges sich in den Arbeiten des Künstlers so sehr widerspiegelt. Die vorhandenen ersten Zeichnungen ließen es einigermaßen unbegreiflich erscheinen, wie der Künstler mit der Form einen guten Teil des ganzen Gehaltes seiner Arbeit der Farbe opfern konnte.

Lotte Goldschmidt offenbarte sich diesmal als liebenswürdiges Talent. Ihre

Arbeiten standen im Zeichen stiller Abklärung. Die Künstlerin hat es verstanden, sich Ruhe abzurufen und das Hastende, Nervöse, das in früheren Arbeiten oft so störend wirkte, überwunden. Die Flüchtigkeit, die Freude am Skizzenhaften ist abgestreift. Die unvermittelten Lichter und Schatten sind überlegter Durcharbeitung gewichen, die Farbe ist weicher und tönender geworden, so daß sie namentlich im Blumenstück Duft und Zartheit erreicht. Auch das Bildnis zeigte im Gegensatz zu früher mehr Ruhe und Ernst. Das Persönliche trat mehr in den Vordergrund, die Charakterisierung wurde mit feineren Mitteln erstrebt als bisher und es zeigte die Künstlerin, daß sie auch größeren Aufgaben auf diesem Gebiete gewachsen ist. Zwei kleine Milieustückchen von der Freundlichkeit und Wärme der Altwiener fielen besonders auf. Die Ausstellung stand überhaupt im Zeichen ernsten Strebens und zielbewußten Wollens, gereifter Technik und vertiefter Beobachtung.

Die Ausstellung Eduard Morres (vergleiche die Bilder dieses Heftes) hat gewiß manchen Enttäuschung, manchen aber um so mehr große Freude gebracht. Sie bot ein reichhaltiges Bild der Entwicklung eines überaus ersten Künstlers, dem nichts ferner liegt als an den Außerlichkeiten künstlerischer Zeitbewegungen haften zu bleiben. Eduard Morres ist modern, aber nicht im landläufigen Sinn mit dem unvermeidlichen Beigeschmack der Entartung. Von den älteren Arbeiten ausgehend, konnte recht gut beobachtet werden, wie sich der Künstler zu

vornehmer Technik, Klarheit der Farbe und Geschlossenheit emporgearbeitet hat. Die Einheitlichkeit ist ein Wesenszug seiner Bilder. In dieser Ausstellung zeigte Eduard Morres seine stärkere Seite im intimen Landschaftsbilde. Zahlreiche kleinere Arbeiten atmeten einen herzerquickenden Hauch seltener Naturstimmungen voll Feingehaltes. Hier erwies sich der Künstler neben Mieß als verständnisvollster Interpret der Schönheiten unserer heimischen Landschaft. Der große Zug in diesen aus intensiver Beobachtung der Natur geschöpften Stimmungsbildern ist die Harmonie der Licht-, Luft- und Bauwirkung. Der Heimatston, welcher uns den Künstler

so sympathisch macht, lehrte auch in seinem Bauernbilde wieder, das leider nur vereinzelt in der Ausstellung vertreten war, jedoch für die weitere Entwicklung des Künstlers eine vielversprechende Perspektive eröffnete. Die ausgestellten Bildnisse zeigten den Künstler auf derselben Höhe wie als Landschaftler. Belohnung des Geistigen und Seelischen ohne Verzerrung geben den Bildnissen Eduard Morres ernsten Gehalt. Manchmal erinnern sie an die besten alten deutschen. Eduard Morres hat sich geradlinig entwickelt, wie es seine schwerblütige, nachdenkliche Art verlangt, noch ist er im Werden und läßt Bestes erhoffen.

Vereine

Moderne Bücherei in Kronstadt.

Am 31. Juli 1920 hielt die Moderne Bücherei und das mit ihr vereinigte Deutsche Kasino eine gut besuchte Hauptversammlung ab, in der es zu grundlegenden neuen Entschliessungen kam. Als wichtigster Punkt sei hervorgehoben, daß die Moderne Bücherei als besondere Abteilung des Deutschen Kasinos von nun an zu bestehen aufhört. Der gesamte Besitz der Modernen Bücherei an Büchern und Einrichtungsgegenständen geht direkt in den Besitz des Deutschen Kasinos über. Allerdings sollen von nun an alle die künstlerischen und gesellschaftlichen Unternehmungen, die bisher zum Aufgabenkreis der Modernen Bücherei gehörten, vom Deutschen Kasino weiter gepflegt werden. Von dem bisherigen Ausschuß des Deutschen Kasinos, der in Dr. Wilhelm Czell sen. vor kurzem seinen unermülich tätigen, langjährigen Vorstand verloren hatte, hatten einige ältere Mitglieder gebeten, von ihrer Wiederwahl abzusehen und so wurde der Ausschuß auf neuer Grundlage wie folgt zusammengesetzt: Dr. Carl Außbacher, der bisherige Vorsitzende der Modernen Bücherei, wurde Vorstand des Deutschen Kasinos; Dr. Wilhelm Czell jun. II. Vorstand; Dr. Egon Hajek I. Schriftführer; Karl Jekelius II. Schriftführer; Oberstlt. Heinrich Kamner I. Kassenwart; Ernst Römer

II. Kassenwart; Wilhelm Mieß, Dr. Richard Hiemeßch und Professor Hans Drendi Bücherwarte; Ludwig Außbacher jun. und Dr. Alexander Marko Schwarte. Dieser engere Arbeitsausschuß wird durch einen aus 50 Damen und 50 Herren der besten Kronstädter Gesellschaft bestehenden weiteren Hilfsausschuß bei seinen künstlerischen und gesellschaftlichen Veranstaltungen unterstützt. Der neue Vorsitzende entwickelte nun in einer längeren Rede seine Pläne über die Ausgestaltung des Lebens im Deutschen Kasino. Es sollen regelmäßige künstlerisch-literarische Darbietungen abgehalten werden, zu denen Adolf Meschendörfer, Rudolf Malcher, Hermann Czell und Egon Hajek ihre Mitwirkung zugesagt haben. Auch sollen gesellschaftliche Unternehmungen aller Art den Mitgliedern Gelegenheit zum Gedankenaustausch bieten.

Dadurch, daß das Deutsche Kasino sich nun auf eine neue Grundlage gestellt hat, ist zu hoffen, daß ein reges Leben in die geschmackvollen Räume auf der Kornzeile einzieht. Es ist in unserer Zinnenstadt wirklich ein Bedürfnis nach einem gesellschaftlichen Kristallisationspunkt vorhanden und es ist wärmstens zu begrüßen, wenn das neue Deutsche Kasino sich dieser schweren aber dankbaren Aufgabe unterzieht.



Schachprobleme

Geleitet von Dr. Alfred Roth

Lösung des Problems 13 von Friedrich Frank in Baazen bei Mediasch.

1. L f1-h3 (droht das Damenopfer
2. D f5-e4+, 3. Sa2-e3 m.)
a) 1... Kd5-e4, 2. Df5-e6+,
a) 2... d7n.e6, 3. Lh3n.e6m! (Erstes
Hauptspiel)
a) 2... d7-d5 3. e5n.d6 (en passant)m.
b) 1... Tg7-g2+, 2. Lh3n.g2+,
Kd5-e4, 3. Df5-e2m.
c) 1... Tg7-g4, 2. Df5-f7+,
Kd5-e4, 3. Sa2-e3m. (aber leider
auch 3. Df7-f3m.)
d) 1... Sb2-a4 (verhindert die Drohung),
2. Df5-d3, sofort mattsetzend.
e) Zieht Schwarz beliebig anders, so wird
die oben genannte Drohung ausgeführt:

2. Df5-e4+, Kd5n.e4, 3. Sa2-e3 m
(Zweites Hauptspiel)

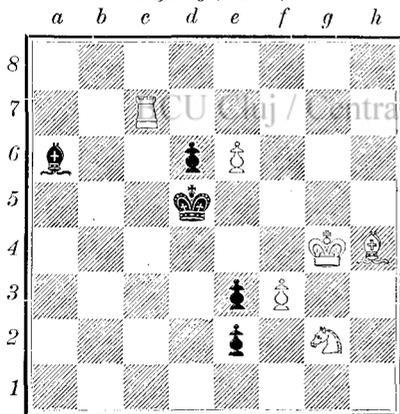
Die Mattstellungen nach den beiden Damenopfern sind bei Beteiligung sämtlicher weißen Figuren sehr hübsch und vollkommen rein, und für beide ist der erste Zug organisch hinzugehörig.

Richtige Lösungen haben wir erhalten von: Gymn.=Quint. Hellmut Goritz; Beamter Edmund Holly; Beamter Rudolf Krauß; Real=Abitur. Hans Mayer; Eisenbahnoberinspektor Valerius Onitju; Gymn.=Abiturient Konrad Schuller, alle in Hermannstadt; Andreas Scheiner, Pfarrer in Mergeln; Martin Gohn, Uhrmacher in Zeiden.

Problem 15

Von Hellmut Goritz in Hermannstadt.

Schwarz (5 Stück).



Weiß (6 Stück).

Weiß zieht und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Nebenstehend ein Dreißiger von geringer Schwierigkeit, aber sauberer Konstruktion, der bei wenig Aufwand mit mehreren hübschen Mattbildern erfreut.

Anmerkung zum Problem 14 von Hellmut Goritz. Ohne den auf d6 eingefügten weißen Bauern besäße das Problem eine plumpe Nebenlösung durch 1. Sf3-e5+, Ke4n.b3, 2. Dd7n.d5, — was weder in der Absicht des Verfassers noch in der der Schachredaktion lag.

Originalkompositionen und Lösungen mit Angabe sämtlicher Varianten sind, auf der Adressseite mit dem Vermerk „Schach“ versehen, bis zum 10. September an Dr. Alfred Roth, Hermannstadt, Honterusgasse 9, einzusenden.

Mitteilungen der Schriftleitung

Wir machen die heimischen Verlage darauf aufmerksam, daß nur solche Werke besprochen werden können, von denen Rezensionsexemplare einlaufen.

Sämtliche in dieser Zeitschrift erscheinenden Artikel gehen in das unbeschränkte

Eigentumsrecht der Modernen Bücherei über. Nachdruck ist nur nach eingeholter Bewilligung der Schriftleitung gestattet. Unverlangt eingesandte Beträge werden nur dann zurückgestellt, wenn Rückporto beigelegt ist. Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.